Johanna.

Von

George Sand.

Deutsch

von

Dr. A. Diezmann.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1844.
Verlag von Otto Wigand.

Johanna.

Von

George Sand.

Deutsch

von

Dr. A. Diezmann.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1844.
Verlag von Otto Wigand.

Achtes Kapitel.

Die Wäscherin.

Johanna näherte sich sogleich dem Dolmen wieder, und Wilhelm, der sie von neuem auf dem Steine niederknien sah, holte ihr ein Strohkissen, das sich unter den zerbrochenen und aufgeschichteten Hausgeräthen fand, welche die große Gothe im Anfange gerettet hatte. „Herr Pathe, Sie sind gar zu gütig," sagte Johanna, höchlich verwundert über so viel Aufmerksamkeit. „Meine arme liebe Mutter hätte nicht mehr für mich thun können, als Sie thun!"

„Gutes, liebes Kind," antwortete der Jüngling bewegt, „ich möchte sobald als möglich ernstlich mit Dir sprechen. Hast Du jetzt wohl den Muth, mich anzuhören?"

„Wie Sie wollen, Herr Pathe; lieber wäre mir's aber morgen, wenn es Ihnen so auch recht ist. Ich muß bei meiner armen Mutter beten und es ist wohl nicht hübsch, so neben ihr zu plaudern. Morgen nach dem Begräbnisse, Herr Pathe, wird uns nichts hindern, wenn Sie mit mir reden wollen."

„Nein, Hannchen, gerade hier, neben Deiner verstorbenen Mutter und gleichsam in deren Gegenwart, möchte ich mit Dir sprechen. Sie mag Zeuge meiner guten Absichten und der Reinheit meiner Gefühle für Dich sein. Ich will ihr

änderteni Tone; „ich dachte nicht an das arme Haus, wo ich so ganz eingewöhnt war, wo ich alle Abende und alle Morgen meine Mutter sah, wo ich neben ihr schlief und wo ich meine Ziegen meckern hörte, während ich schlief. Ja, das ist nun vorbei. Im ersten Augenblicke war es mir ganz recht; ich glaubte, ich könnte nicht mehr darin schlafen, da meine Mutter nicht mehr da sei. Jetzt, denke ich, würde ich schon zufrieden sein, wenn ich nur ihr Bette sähe, ihren Schrank, ihren großen hölzernen Stuhl, ihren Rocken und ihr Küchengeschirr, das sie so rein hielt und so hübsch aufstellte. Das Hausgeräthe ist freilich zum Theil gerettet worden, aber es fehlt doch der Platz, an dem alles stand, die Hand, die es brauchte .. und die Stimme, die in der Stube sprach und die zu mir sagte, wenn der Tag grauete: „Hannchen, lieb Hannchen, mein Kind, die Lerchen sind schon wach und die Mädchen müssen nun auch auf.“ Und Abends, wenn ich von dem Felde zurückkam: „nun, da kommt ja die Hanne. Die Wölfe haben sie mir nicht gefressen.“ Und dann setzten wir uns alle drei an den Tisch, Pathe, und aßen und meine Tante zankte immer, aber meine Mutter zankte nie. Sie lachte, sie erzählte Geschichtchen und sang Liedchen und dann mußte meine Tante lachen und ich auch; man mußte lachen, man mochte wollen oder nicht. Ich hab' es nie so weit bringen können, und meine Mutter sagte auch immer, ihren Kopf hätte ich nicht geerbt. „Aber das schad't nichts,“ sagte sie, „ich habe Dich doch lieb, mein Hannchen; der liebe Gott hat mir Dich so gegeben wie Du bist und was Gott thut, das ist wohlgethan.“ „Ach, 's ist eine brave Frau, Herr Pathe; es giebt keine andere so wie sie. Man könnte ihr von mir sagen, was man wollte, sie würde es nicht glauben, sondern sagen ..“

Johanna drehete sich in diesem Augenblicke plötzlich nach ihrer Mutter um; sie hatte wie im Traume gesprochen und auf einmal, als sie eben gänzlich vergaß, daß sie von der Vergangenheit sprach, sah sie die Leiche. Das Wort erstarb ihr auf den Lippen, sie warf sich über den Leichnam ihrer Mutter und schluchzete laut. Es war dies der einzige Augenblick von Schwäche und überströmendem Gefühle.

Ihre naiven Reden und das Allgewöhnliche, von dem sie gesprochen, hatte die Bewunderung des jungen Barons für sie nicht vermindert. Der Ton Johannas kam aus einem warmen und wahren Herzen, ihre Stimme war lieblich wie die des Baches, der kaum zwei Schritte von ihr unter Haidekraut murmelte und ihr bäurischer Accent hatte weder etwas Plumpes noch Triviales. Die natürliche Hoheit ihres Wesens gab sich unter diesen patriarchalischen Formen kund. Wilhelm erkannte, daß er sowohl in der Kirche als im Theater bisher nur Declamation gehört hatte; die Worte Johannas rührten ihn tief und die Thränen traten ihm in die Augen.

„Ach, Herr Pathe," sagte Johanna, indem sie sich wieder aufrichtete und mit der Hand über die Augen fuhr, als wolle sie die Thränen wieder hinein drücken, ,ich mache Ihnen rechte Noth; nehmen Sie 's nicht übel."

— „Was können sie so lange mit einander zu reden haben?" dachte Marsillat, der sie wohl sehen aber nicht hören konnte, zumal sie in der unwillkührlichen Scheu vor der geliebten Todten nur leise gesprochen hatten. Wenn ein Wölkchen über den Mond hinzog, wurde diese Gruppe der Todten und des jungen Paares undeutlicher vor dem scharfen Auge Leons und verschwamm fast mit den Druidensteinen umher. „Sollte der junge Herr, der sich so fromm und scheinheilig stellt, den Muth haben, neben dem Leich-

name ihrer Mutter von Liebe mit dem Mädchen zu sprechen?" fragte er sich. „Das würde ich nicht einmal wagen. Ich habe mich diesen Abend nicht getraut, ein einziges Wort mit dem Mädchen zu reden; der Herr Baron scheint nicht zu warten, bis die Todte unter die Erde ist, um der Tochter etwas vorzuschwatzen. Hoffentlich beschränkt es sich auf schöne Redensarten und schöne Redensarten sind eine Münze, die unsere Mädchen hier nicht kennen und übrigens werde ich ihn nicht aus den Augen verlieren. Sollte er gar mit ihr beten? Er ist es im Stande.., aber unsere heutigen jungen Christen sind arge Heuchler und ich werde mich von diesem nicht hinter das Licht führen lassen. Wenn der Lump da nicht schnarchte, daß das Gemäuer davon vollends einstürzen könnte, hörte ich vielleicht etwas."

„Leonard junior," sagte er, indem er Cadet schüttelte, um ihn zu wecken, „schlafe nicht gar zu stark, sonst kann Niemand schlafen." Und er stieß ihn fünf bis sechsmal in die Rippen.

„Warte! Warte!" murmelte Cadet, indem er sich dehnte und gähnend ein maßlos großes Maul aufriß; „ich will Dich auf mir herum dreschen lehren! Wer macht sich den Spaß mit mir? Ach — Sie sind's, Herr Leon. Sie Spaßvogel, haben mich wirklich aus dem Schlafe gebracht."

„Steh' auf, Dummkopf, Du fällst ja aus dem Bette!"

„Hi! Hi! Aus dem Bette!.. Ein schönes Bett! Was Sie für Späße machen! Sie sind doch der liebenswürdigste Mensch, den ich kenne."

„Steh auf, mein schöner Cadet; siehst Du nicht, daß Johanna durch das Wachen bei der Leiche dort sich den Schnupfen holt?"

„Die Hanne ist noch immer da? Das gute fromme Mädchen! Sie ist das beste Mädchen, die ich kenne."

„Mag sein, jetzt komm mit mir, wir wollen ihr sagen, daß sie sich etwas wärme."

„Ja, ja; Sie haben Recht, Herr Leon."

Die Ankunft Marsillats störte Wilhelm sehr; Johanna schien dabei ganz gleichgiltig zu sein, ja sie dankte ihm so artig als möglich, daß er sich so viele Mühe gegeben habe, ihr Haus zu retten und daß er sich nun ihretwegen eine so schlechte Nacht mache.

„Sei unbesorgt unsertwegen, Hannchen," antwortete Leon, der nicht glaubte, daß Herr von Boussac von seinen Plänen so genau unterrichtet sei und sich stellte, als sehe er in seinem Schützling nur ein armes Mädchen, das bei einem Unglücke Hilfe bedürfe. „Wir thun alle drei unsere Pflicht, indem wir Dich nicht verlassen; aber Ihr, Dein Pathe und Du, werdet frieren, wir wollen Euch ablösen. Tretet an das Feuer, das in dem Hause noch glimmt und und laßt uns unterdeß hier bleiben."

Marsillat hatte die Absicht, nach einem Augenblicke Cadet allein bei der Leiche zu lassen und auch wieder an das Feuer zu kommen, um das seiner Meinung nach zu lange dauernde Gespräch Johannas und des jungen Barons zu stören; aber er hoffte vergebens; Cadet hatte gar keine Lust, allein mit einer Leiche zu bleiben. Ob er gleich als Küster- und Todtengräberlehrling vielen Begräbnissen beigewohnt hatte, so war er doch in der Ausübung dieser Aemter nie allein gewesen und theilte auch keineswegs den Scepticismus seines Vaters, weshalb er eigentlich auch keine besondern Anlagen für das Amt verrieth, das er erben sollte. Uebrigens fühlte auch Johanna durchaus keine Neigung, Marsillat, den sie für gottlos und spottsüchtig hielt, die Sorge zu unterlassen, die Seele ihrer Mutter im Gebete zu unterstützen, wie sie sich ausdrückte. Nur wegen ihres Pa-

then willigte sie ein, daß der gefällige Cadet einige Brände hole, um ein Feuer neben dem Dolmen anzumachen.

Während Cadet mit vollen Backen das Feuer anbließ, hielt er plötzlich inne, um zu horchen; da er aber nichts deutlich gehört hatte, fing er von neuem zu blasen an und sagte dabei: „ist es gut, Johanna, daß ich hier hell mache?“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte Marsillat.

„Hm!“ antwortete Cadet, „die Feen sollen hier bös sein.“

„Schweig, Cadet, und sprich nicht davon,“ sagte Johanna zu ihm, die an das Feuer getreten war, um ihre Holzschuhe mit heißer Asche zu füllen und sie so warm zu machen... „Du weißt es ja, daß es eine Thorheit ist, sich vor den Feen zu fürchten, und übrigens sind sie hier nicht böse.“

„Es sind keine Dummheiten,“ entgegnete Cadet erbleichend. „Still! Hörst Du?“

„Ich höre etwas wie den Schlägel einer Wäscherin,“ sagte Johanna.

„Sagte ich es doch! Es ist richtig! Es ist die Wäscherin! Das haben wir davon, daß wir Feuer anmachten!“ Und Cadet schlich sich vor Furcht zitternd neben Marsillat, der ebenfalls mit einiger Verwunderung auf das Geräusch hörte.

„Worüber wundert Ihr Euch so?“ fragte Wilhelm, der in diesem Augenblicke näher zu der Gruppe trat.

„Es ist nicht viel,“ antwortete Johanna, die ebenfalls blaß geworden war; „ein böser Geist möchte uns vertreiben. Aber der Stein da ist ein guter Stein und wenn man betet und sich nicht fürchtet, braucht man sich nicht zu ängstigen.“ Johanna zog eilig ihre Holzschuhe wieder an und kniete von neuem neben der Leiche nieder.

„Ich träume doch nicht auch?" sagte Leon horchend. „Wilhelm, hören Sie den Schlägel einer Wäscherin am Bache klopfen?"

„Allerdings; was ist dabei außerordentlich?"

„Kennen Sie die Sage von den gespenstischen Wäscherinnen nicht? von jenen seltsamen Wesen, welche im Mondenscheine die Breter und Schlägel wegnehmen, welche die Wäscherinnen an versteckten Stellen vergessen haben und damit im Wasser einen ganz eigenthümlichen Höllenlärm machen?"

„Ich kenne diesen Aberglauben allerdings, der sich aber leicht dadurch erklären läßt, daß eine Frau aus Lust oder aus Noth in der Nacht wäscht."

„Es ist nicht so leicht zu erklären als Sie glauben. Hier in der Umgegend giebt es gewiß keine Frau, die den Muth hat, diese Arbeit nach Sonnenuntergange zu verrichten. Sie fürchten alle die gespenstischen Wäscherinnen herbeizulocken. Nicht wahr, Cadet?"

„Ja, das ist die reine Wahrheit, Herr Leon. Hu! die Nacht ist die schlimmste, die ich kenne." Und der arme Cadet, dessen Zähne aus Furcht klappernd auf einander schlugen, kroch auf allen Vieren hinter Johanna und machte mehrmals hinter einander das Zeichen des Kreuzes.

„Wenn wirklich etwas Ungewöhnliches dabei ist, so muß man es ermitteln," sagte Wilhelm.

„Warten Sie," antwortete Marsillat, der das Beil holte, „es könnte Jemand in schlechter Absicht sich daher geschlichen haben."

Während Leon rasch dahin lief, wo er das Beil hatte liegen lassen, klappte Wilhelm das große Messer auf, das er auf die Reise mitgenommen hatte und hörte unterdeß auf das deutliche Klopfen des Schlägels, der von Zeit zu Zeit

anhielt, dann nach etwa einer Minute sich wieder rührte, aber in größerer Nähe, als wäre die Wäscherin an dem Bache weiter herunter gegangen, der von dem Hügel herab nach den Steinen von Ep-Nell zu floß.

„Du fürchtest Dich bei mir nicht, Johanna?" fragte Wilhelm das Mädchen, das aufgestanden war und seinen Arm erfaßt hatte.

„Gehen Sie nicht hin, Pathe," sagte Johanna, die um so größeren Muth bewies als sie an die Existenz der gespenstischen Wäscherin glaubte; „solche Dinge lassen sich nur durch Gebet vertreiben."

„So bete für uns, liebes Hannchen," entgegnete Wilhelm lächelnd. „Es kann ein schlechter Scherz sein, den Jemand treibt, der nicht weiß, welches Unglück Dich betroffen hat. Aber wir sind unser drei, sei also unbesorgt. Cadet, Du wirst uns begleiten."

„Ich? Nein, ich nicht," sagte Cadet, indem er Miene machte davon zu laufen. „Ich gehe nicht mit."

„Fürchtest Du Dich?"

„Nein, ich fürchte mich nicht, aber ich gehe nicht und wenn Sie mich in Kochstückchen zerhacken. Ich will mich in der Nacht nicht waschen, klopfen und ausringen lassen wie Wäsche, daß man mich früh ertrunken findet."

„Auf Cadets Hilfe müssen wir verzichten," sagte Marsillat, der mit dem Beile zurückkam. „Wir sind auch unser zwei genug, Wilhelm." Und er schritt rasch nach der Stelle hin, wo man das Geräusch hörte.

„Uebergenug," antwortete Wilhelm, der ihm zuvorzukommen suchte. „Wenn es eine Frau ist, wie ich erwarte so ist unsere Expedition mit Waffen in hohem Grade lächerlich."

Während Wilhelm diese Worte sprach und dabei um einen Felsen herumkam, welcher bis dahin den Bach verdeckt hatte, erblickte er eine von Weiden und Birken beschattete kleine Bucht, wo die Frauen zu waschen pflegten und unter diesen Bäumen eine undeutliche Gestalt, eine, wie es schien, alte Bauersfrau, die emsig den Schlägel handhabte und dabei halblaut, sehr schnell und unverständlich, wie in einer Art Wahnsinn vor sich hinsprach.

„Du wäschest spät, Mutter," sagte Marsillat zu ihr, der ihr ziemlich nahe gekommen war, aber ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Die Wäscherin ließ eine Art Knurren hören wie ein wildes Thier, warf den Schlägel in das Wasser, richtete sich auf, hob rasch Steine auf und warf damit nach den Neugierigen, die sie unterbrachen. Marsillat lief ihr nach, als er aber sah, daß sie auf wahrhaft unbegreifliche Weise Vorsprung gewann und nach einer quelligen Stelle hinlief, die er mit Recht fürchtete, so drehte er sich um, um zu sehen, ob Wilhelm ihm folge. Er sah seinen Freund völlig unbeweglich am Boden liegen.

Ein Stein hatte ihn stark am Kopfe getroffen, obwohl der Wurf durch den Schirm seiner Reisemütze gemildert worden war. Die Wunde hatte nicht geblutet, aber die Erschütterung war doch so stark gewesen, daß der junge Mann ohnmächtig geworden war. Er stand mit Hilfe Leons zwar bald wieder auf, aber mit dem Gebrauche seiner Glieder fand er sein Bewußtsein nicht wieder und er erwachte in dem Bette des Pfarrers von Toull erst gegen zwei Uhr Nachmittags. Er fühlte sich nicht gerade krank, konnte sich aber auch durchaus auf nichts besinnen, was nach dem Zusammentreffen mit der Wäscherin geschehen war. Nur Cadet war bei ihm und der junge Mann, der noch zu träumen glaubte,

hörte draußen einen traurigen Gesang wie bei einem Leichenbegängniß.

Neuntes Kapitel.

Der Abschied vom Dorfe.

Der Sohn Leonards hatte Wilhelm in das Pfarrhaus gebracht; er saß an dem Bette und erzählte ihm nun, wie alles gekommen sei. Wilhelm hatte Mühe, den Blutandrang nach dem Kopfe sich zu erklären, der ihn um das Bewußtsein gebracht. Jetzt empfand er nur noch einige Schwäche und etwas Schwindel. Er stand auf, hoffte mit einer kleinen Brausche am Kopfe davon zu kommen und redete sich ein, das Haar würde diesen kleinen Unfall vor dem Auge seiner Mutter verbergen. Cadet, der das beste Herz von der Welt hatte und dem empfohlen worden war, den Kranken sorgsam zu warten und zu pflegen, holte ein Glas Wein, während Wilhelm sich ankleidete, um sich auf den Gottesacker zu begeben und dem Begräbnisse seiner Amme beizuwohnen; aber in diesem Augenblicke sah er den Geistlichen mit dem Küster, mit der Familie der Verstorbenen und den Personen zurückkommen, die der Ceremonie beigewohnt hatten. Johanna, die kaum zu gehen vermochte, kam zuletzt, von Schmerz gebeugt, das Gesicht von der Kapuze ihres Mäntelchens verhüllt und auf Claudie gestützt, die als gutes Mädchen theilnehmend mit ihr weinte. Gleichwohl trat Johanna zu dem jungen Baron und erkundigte

sich so besorgt nach seinem Befinden, daß er tief gerührt wurde. Er ergriff ihren Arm und führte sie in die Küche des Pfarrers, wo sie bleich und einer Ohnmacht nahe auf einen Stuhl sank. Es war ihr, als hätte sie ihre Mutter zum zweitenmal verloren.

Die große Gothe aber, die mit ihrem männlichen Gange und ihrer männlichen Sprache herzu trat, ließ ihr die Zeit nicht, dem Schmerze sich hinzugeben. „Hanne," sagte sie zu ihr, „Du mußt Deinen Verwandten und Freunden danken, welche der Leiche nachfolgten, ob sie gleich wußten, daß unser Haus abgebrannt ist, und wir ihnen kein Leicheneßen geben können. Bedanke Dich bei ihnen und sage, sie möchten's nicht übel nehmen. Es ist Deine Sache und Deine Pflicht; mich geht's nichts an."

Johanna stand auf und dankte den Leuten, die in die Küche der Pfarrwohnung getreten waren. Alle versicherten sie ihrer Freundschaft, und Wilhelm bemerkte bei den Meisten unter ihnen eine Sprache voll edeler Einfachheit. „Liebe Hanne," sagten einige der Aeltesten zu ihr, „Du kannst zu uns kommen, wann Du willst. Du brauchst nur zu wählen, wir sind alle gern bereit, Dich so gut als möglich aufzunehmen."

„Ich danke Euch, ihr guten Leute, für alle Freundschaft," antwortete Johanna, „aber ich weiß, daß Ihr selbst zu arm seid und zu starke Familien habt, als daß ich Euch auch noch zur Last fallen möchte. Ich bin jung, ich kann arbeiten und will mich vermiethen."

„Johanni ist vorüber und Martini noch nicht da, bis dahin mußt Du doch irgendwo bleiben."

„Beruhiget Euch, gute Leute," fiel Wilhelm ein, „der Herr Pfarrer und meine Mutter, die Frau von Boussac, werden dafür sorgen, Johanna passend unterzubringen."

„Ach," antwortete der Großoheim Germain, der das Wort führte, „wenn es die gnädige Frau übernimmt, sind wir zufrieden."

Alle entfernten sich, nachdem sie die schluchzende Johanna geküßt hatten und der Pfarrer trat nun mit Marsillat herein. Nur die große Gothe nebst einem Manne von sehr verdächtigem Aussehen war geblieben, der keck um sich blickte und Wilhelm dadurch verletzte, daß er allein den Hut aufbehielt, während alle andern in Gegenwart des Geistlichen das Haupt entblößt hatten.

„Nun," sagte die Tante, „hast Du Dich noch bei dem Herrn Pfarrer und bei Deinem Herrn Pathen zu bedanken, Hanne; dann kommst Du mit mir, denn ich brauche Dich."

„Nein, Tante," antwortete Johanna mit einer Festigkeit, die Wilhelm von einem so demüthigen und hingebenden Charakter nicht erwartet hatte, „ich gehe nicht mit Ihnen. Ich weiß schon, was Sie von mir wollen und kann Ihnen nicht gehorchen."

„Was?" rief die große Gothe laut aus; „Du willst Deiner Tante nicht mehr gehorchen, die Dich erzogen hat, die Deine nächste Verwandte ist, die in voriger Nacht alles verloren hat, was ihr in Deinem Hause gehörte, die nun den Bettelsack nehmen kann, um ihr Brod vor den Thüren zu betteln und die nicht einmal einen Stall mehr hat, in dem sie schlafen kann?"

„Sie haben sich schon einen Aufenthaltsort gewählt, Tante," erwiederte Johanna. „Ich habe Ihnen das Geld gegeben, das mir mein Pathe geschenkt hatte und noch diesen Morgen gesagt, daß ich Ihnen alles überlasse, was von dem Hausrathe gerettet worden ist, und alles Vieh. Ich behalte nichts für mich als die Kleider, die ich auf dem Leibe habe."

„Und wer soll denn das Vieh auf das Feld treiben? Wer soll es auf die Weide führen, bis es auf dem Viehmarkte verkauft werden kann?"

„Sie selbst, Tante; Sie sind noch jung und stark genug dazu und haben ja auch immer Ihre Ziege selbst auf die Weide geführt, da Sie mir sie nicht anvertrauen mochten."

„Johanna hat Recht," fiel der Pfarrer ein, „Sie brauchen ihre Dienste nicht, Gothe, und sie hat für Sie alles gethan, was sie thun konnte, vielleicht sogar mehr als sie hätte thun sollen. Sie ist mündig und Sie haben kein Recht über sie; lassen sie die Johanna thun, was sie will."

„Sie verläßt mich also!" rief die Tante aus, die dabei fluchte und sich stellte, als wolle sie verzweifeln; „ein Kind, das ich erzogen, mit dem ich gespielt und das ich auf meinen Armen auf's Feld mit hinausgenommen habe als sie noch nicht größer war als mein Schuh da! — ein Mädchen, für die ich mich aufgeopfert hätte, wegen der ich nicht geheirathet habe, um ihr alles zu hinterlassen was mein ist?"

„Heirathen Sie, heirathen Sie, wenn Sie Lust dazu haben, Tante," sagte Johanna sanft. „Ich habe nie gehört, daß Sie es meinetwegen unterlassen hätten."

„Ja, ich will heirathen.. Ich habe noch etwas, aber Du sollst es nicht erben, ich werde alles meinem Manne vermachen."

„Heirathen Sie und vermachen Sie was Sie haben, wem Sie wollen," sagte der Pfarrer achselzuckend.

„Es ist aber doch grausam," heulte das böse Weib, „so verlassen zu werden! Ach, wenn das meine arme Schwester hätte wissen können, Hanne, sie würde Dir auf dem Sterbebette ihren Segen nicht gegeben haben."

Diese barbarischen Worte machten einen gewaltigen Eindruck auf Johanna. Sie zitterte, zögerte, und wollte der Tante um den Hals fallen, um sie zu besänftigen, aber als sie dem Blicke des Mannes begegnete, der hinter ihr am Kamine stand, besann sie sich eines andern. „Hören Sie, Tante," sagte sie; „wenn mein Haus nicht abgebrannt wäre, würde ich Sie nicht verlassen haben, und wenn ich es wieder aufbauen lassen könnte, würde ich Sie bitten, bei mir zu bleiben; aber das geht nicht. Mein Herr Pathe will zwar meinen Verlust ersetzen, aber ich habe Gründe, gute Gründe, die Unterstützung auszuschlagen, die mein Herr Pathe mir anbietet."

„Welche, Hannchen?" fragte Wilhelm schnell.

„Das will ich Ihnen später sagen, Herr Pathe. Jetzt sage ich nur meiner Tante, daß ich mich vermiethe; es ist meine Pflicht, und wenn sie mit dem, was sie hat, nicht leben kann, so will ich ihr auch noch das Geld geben, das ich verdiene. Folgen aber kann und werde ich ihr nicht, das schwöre ich bei meiner Taufe."

„Du siehst, Gothe, daß sie meinetwegen so schwört," sprach mit hohler Stimme und stechendem Blicke der Mann, welcher bis dahin stumm und unbeweglich am Kamine gestanden hatte.

„Ich habe nichts gegen Sie gesagt, Vater Raguet," antwortete Johanna, „aber Sie mögen von mir sagen, was Sie wollen, in Ihr Haus komme ich nicht."

„Dem würde ich mich auch mit aller Kraft widersetzen," fiel der Pfarrer ein, der eine Geberde der Verachtung nicht unterdrücken konnte, als er das Gesicht Raguets erblickte.

„Schon gut, Herr Abbé," antwortete Raguet. „Manche Leute sollen alles Schlechte gethan haben, und Manche reden wie Heilige, haben aber doch schlechtere Gedanken als ich."

„Ja, ja," setzte das böse Weib hinzu, „es giebt scheinheilige duckmäuserige Menschen, Raguet, die sich immer auf anderer Leute Kosten etwas zu Gute zu thun wissen."

Der gute Pfarrer erblaßte vor Schreck und Unwillen. Wilhelm trat zu Raguet und sah ihm mit einem verächtlichen, drohenden Blicke gerade in das Gesicht, ohne ihn aber zwingen zu können, die Augen niederzuschlagen. Das blasse mürrische Gesicht schien keines andern Ausdruckes als jenes des ruhigen geduldigen Hasses fähig zu sein. „Wen will Er hier beleidigen?" fragte Wilhelm, indem er ihn stolz ansah.

„Mit Ihnen rede ich nicht, mein Herrchen," antwortete der Bauer; „ganz andere Leute als Sie haben mich nicht ins Bockshorn jagen können."

„Im Augenblick geht er hinaus!" fuhr Wilhelm heftig fort, indem er nach dem Schüreisen griff, da es ihm vorkam, als suche Raguet unter seiner schmuzigen und zerrissenen Jacke eine Waffe.

„Fortgehen?" antwortete Raguet mit der Ruhe der Klugheit und ohne eine Spur von Furcht; „das ist mir gerade recht; man ist hier nicht in der besten Gesellschaft, — nur Herrn Marsillat meine ich nicht mit."

„Viel Ehre für mich," entgegnete Marsillat in ironischem Tone. „Schweig, Raguet und geh. Du weißt, daß Du in meiner Gewalt bist. Sei also klug — und höflich," setzte er spöttisch hinzu, worauf Raguet lächelnd antwortete:

„Ja, wir wollen gehen, Mutter Gothe," sagte er, indem er langsam nach der Thüre zu ging. „Wir haben genug und Adieu sage ich auch nicht." Er schritt hinaus, ohne den Hut abzunehmen und ihm folgte die Tante, welche die Faust ballte und Flüche zwischen den Zähnen murmelte.

„Die Elenden!“ flüsterte der Pfarrer, als sie sich entfernt hatten.

„Heimtückische Canaillen!“ setzte Wilhelm hinzu. „Der Mann sieht aus wie ein Bösewicht.“

„Eben deshalb ist er nicht zu fürchten,“ warf Marsillat leicht hin.

„Arme Hanne!“ sagte Cadet; „es ist zu viel für Dich auf einmal. Erst hast Du Deine Mutter verlieren müssen und nun wird Dir das Volk was zu Leide thun.“

„Sei ohne Sorgen, Cadet,“ antwortete Johanna, indem sie ihre Thränen abwischte und das Zeichen des Kreuzes machte; „wenn böse Geister mir schaden wollen, so stehen mir auch gute Geister bei.“

„Ja, Hannchen, ja,“ riefen Wilhelm und Alain gleichzeitig aus, „Du hast Freunde, die Dich nimmer verlassen werden.“

„Das wußte ich wohl; Sie sind beide gut,“ antwortete Johanna, indem sie einem jeden eine Hand reichte; dann gab sie auch Marsillat eine Hand und setzte mit engelgleicher Aufrichtigkeit hinzu: „und Sie, Herr Marsillat, sind auch nicht bös. Sie sind immer gütig gegen mich gewesen. Sie stiegen durchs Feuer auf mein Haus hinauf und haben mir die ganze Nacht bei der Leiche meiner armen Mutter wachen helfen.. Auch Cadet ist gut, Jedermann ist gut gegen mich und das tröstet mich wegen der, die böse sind und ohne Grund.“

Cadet fing an zu weinen, ohne daß sein Mund zu lächeln aufhörte, was seine unveränderliche Gewohnheit war. Marsillat seiner Seits wurde durch den Dank Johannas gerührt und ein gewisses Wohlwollen, dessen sein Herz recht wohl fähig war, verband sich mit seinem Verlangen, ohne indeß die Glut desselben zu mindern. Er besaß ein gutes

Herz und ein ziemlich weites Gewissen. Einen Augenblick dachte er darüber nach, wie er seine Leidenschaft mit seiner Rechtlichkeit in Uebereinstimmung bringe und der Vertrag war sehr bald geschlossen. Er war ja ein gewandter Geschäftsmann!

„Nun," sagte Wilhelm, indem er näher zu Johanna trat, „kannst Du mir wohl sagen, liebes Kind, warum Du mir das Recht entziehen willst, für Deine Zukunft zu sorgen?"

„Ich verweigere Ihnen das nicht, Herr Pathe, Sie werden mir rathen, wohin ich mich begeben soll und wenn ich Credit brauche, um Trauerkleider zu kaufen, werden Sie mir erlauben, daß ich mich an Sie wende. Das ist genug; mehr will ich nicht."

„Das wird sich finden, Johanna. Aber woher dieser Stolz? Du hast kein Vertrauen zu mir."

„Ach, glauben Sie das nicht, mein lieber Herr Pathe, dessen bin ich nicht fähig. Ich will es Ihnen sagen; ich habe Gründe, Ihr Geld auszuschlagen, Ihretwegen und auch meinetwegen. Sie wissen noch nicht, ob Ihre Frau Mutter in alles willigen wird und ein junger Herr wie Sie hat immer nicht mehr Geld als er braucht."

„Wer hat Dir das gesagt, Johanna?"

„Herr Marsillat, der das genau weiß. Nicht wahr, Herr Marsillat, Sie haben mir heute früh gesagt, mein Herr Pathe könne über sein väterliches Erbe noch nicht verfügen und es würde ihn in Verlegenheit bringen, wenn er mein Haus bezahlen solle?"

„Ah!" fiel Wilhelm ein, indem er Leon scharf ansah, „Sie haben die Güte gehabt, sich dermaßen mit meinen Angelegenheiten zu beschäftigen?"

„Habe ich dies zu Dir gesagt, Hannchen? Ich weiß es wirklich nicht mehr," sagte Marsillat in sehr gleichgiltigem Tone.

„Ach, Sie müssen es noch wissen, Herr Leon! Sie erboten sich ja auch, mir mein Haus wieder aufbauen zu lassen und sagten, Sie würden dabei gar nicht in Verlegenheit kommen."

„Sieh da!" fiel Claudie ein, deren Augen weit vortraten und funkelten; „Leon hat Dir einen solchen Vorschlag gemacht?"

„Ich verstehe," sagte Wilhelm bitter, „Herr Marsillat will lieber selbst Dein Wohlthäter sein und Du nimmst Wohlthaten lieber von ihm als von mir."

„Nein, nein, Herr Pathe, ich weiß wohl, was sich schickt und nicht schickt. Herr Marsillat ist nicht mein Pathe und er sagte alles aus Freundschaft für Sie und aus Mitleiden mit mir. Ich sagte ihm aber gleich, wie ich es jetzt in Ihrer Gegenwart wiederhole, wenn ich es annähme, würden die Leute Schlechtes von mir reden und damit wäre mir ein schlechter Dienst gethan."

„Du sprichst sehr gut und verständig, Johanna," sagte der Pfarrer.

„Ach nein, Herr Pfarrer, ich spreche nur, wie es mir um's Herz ist," antwortete Johanna. „Ich bin Herrn Marsillat vielen Dank schuldig, werde aber das von ihm nicht annehmen."

„Die Pest über die liebe Unschuld!" dachte Marsillat im Aerger darüber, daß seine Verführungsversuche so aufrichtig und ehrlich erzählt wurden.

„An das Haus ist nun gar nicht mehr zu denken, Herr Pathe," fuhr Johanna fort; „es liegt mir gar nichts daran, ein neues zu haben. Es wäre doch das Haus nicht, wo

meine Mutter mich auferzogen hat, wo sie lebte und wo sie starb. Das Geräthe habe ich meiner Tante gegeben, um ihren Aerger und Verdruß etwas zu verringern, und neues brauche ich nicht. Was brauche ich allein? Lieb war mir nur das, was meine Mutter gehabt hatte."

„Wenn Du ein Haus hättest," fiel Marsillat ein, um den Argwohn Wilhelms und des Pfarrers zu beseitigen, „würdest Du leicht einen Mann gefunden haben, Hannchen, während Du jetzt.."

„Jetzt?" sagte Cadet, „wird sie auch einen finden, wenn sie einen haben will. Sie braucht dazu gar kein Haus."

„Sollte er der bevorzugte Liebhaber der schönen Johanna sein?" dachten Wilhelm und Leon indem sie das pausbäckige Gesicht des dicken Cadet ansahen; aber Johanna antwortete:

„Guter Cadet, Du thust mir große Ehre an, wenn Du so sprichst, aber Du weißt, daß ich nicht heirathen will."

„Das mach' Andern weiß!" sagte Marsillat, der auf Umwegen zur Hauptsache zu gelangen dachte.

„Der Herr Pfarrer weiß es auch, daß ich ans Heirathen nicht denken kann," entgegnete Johanna ruhig.

„Sie wissen etwas davon, Pfarrer?" fragte Marsillat neckend. „Das hat man davon, wenn man die Beichte der jungen Mädchen hört!"

„Johanna will nicht heirathen, — Johanna wird nicht heirathen," antwortete der Pfarrer ernst.

„Das ist ein Beichtgeheimniß," sagte Marsillat lachend.

„Es ist gar nicht lächerlich, Herr Marsillat," entgegnete Johanna mit Würde, aber auch mit der ganzen Sanftmuth ihres Charakters und ihres Tones.

Wilhelm betrachtete Johanna mit lebhaftem Interesse und großer Neugierde. „Ist es wirklich ein Geheimniß?" fragte er das junge Mädchen.

„Das Reden nützt nichts," antwortete Johanna; „ich habe es nur erwähnt, um zu sagen, daß ich kein Haus brauche und daß ich keins mag, Herr Pathe.. Aber ich bin Ihnen für ihren guten Willen so dankbar als hätten Sie mir ein Schloß gebauet."

„Johanna hat ganz Recht," sagte der Pfarrer. „Glauben Sie, Herr Baron, die Klugheit spricht aus dem Munde der Jungfrau. Wenn sie ein Haus hätte, würde sie vielleicht durch ihr gutes Herz und ihr Gewissen getrieben werden, mit ihrer Tante drinnen zu wohnen und ihre Tante würde sie unterdrücken, — wenn sie nichts Schlimmeres thäte," setzte er leiser hinzu. „Geben sie Ihren edeln Vorsatz auf, Herr Baron; Sie werden Mittel und Gelegenheit finden, in anderer Art für Johanna zu sorgen."

„Ich füge mich; Sie haben Recht, Herr Pfarrer," antwortete Wilhelm in demselben Tone, „ich glaube sogar, man muß bei ihrem ungewöhnlichen Zartgefühle für sie sorgen, ohne sie zu Rathe zu ziehen."

„Ohne Zweifel. Zeit und Gelegenheit werden den besten Rath geben. Vor allen Dingen und gleich jetzt müssen wir uns über den Ort vereinigen, wo sie vor der Hand bleiben soll. Johanna," setzte der Pfarrer lauter hinzu, „wohin willst Du zuerst gehen? Heute zum Beispiel."

„Willst Du zu uns kommen, Hannchen?" fragte Claudie.

„Ich danke Dir. Deine Mutter hat keinen Platz und die Arbeit könnt ihr beide leicht verrichten. Ich will Niemandem zur Last fallen."

„Johanna," sprach der Pfarrer weiter, Du kannst nicht darauf rechnen, hier augenblicklich Arbeit zu finden. In der

ersten Zeit mußt Du Dich in ein achtbares Haus begeben; Dein Herr Pathe wird gern für die Kosten stehen."

„Ohne Zweifel," entgegnete Wilhelm, „wenn Johanna nicht zu stolz ist, von mir den kleinen Dienst anzunehmen."

„Ach, Herr Pathe, Sie beschuldigen mich mit Unrecht. Ich werde das von Ihnen gern annehmen."

„Wie können Sie aber einen Augenblick in Verlegenheit sein, Pfarrer?" warf Marsillat hin; „Ihre Magd ist alt und gebrechlich. Nehmen Sie die Johanna in Ihren Dienst."

„Nein, das würde sich nicht schicken," antwortete Alain fest. „Der Glaube ist in unserer Zeit nicht so stark, daß ein Diener der Kirche von den bösen Zungen mehr geschont würde als ein anderer."

„Nun, ein Weg wird uns aus aller Verlegenheit bringen," fuhr Marsillat fort.. „Der Herr Baron bringt Johanna noch heute nach Boussac zu seiner Mutter."

Wilhelm sah Leon aufmerksam an, um sich zu überzeugen, ob nicht etwa eine Schlinge in diesem Vorschlage verborgen liege. Marsillat meinte es aber ganz ehrlich.

„Wenn ich aufrichtig sein soll," entgegnete der Pfarrer, „so finde ich den Gedanken nicht schlecht. Johanna hat ihre Tante und Raguet gereizt, der zu allem fähig ist. Ich werde nicht ruhig sein, so lange die Gothe sich nicht drein ergeben hat, ihr Opfer sich entzogen zu sehen und übrigens, — glaube mir, Johanna, geh' mit zu Deiner Pathe, der Frau Baronin von Boussac. In dieser Entfernung und unter dem Schutze einer so achtbaren Person wirst Du nichts mehr zu fürchten haben."

„Ich soll nach Boussac gehen?" sprach Johanna erschrocken. „Sie rathen mir das, Herr Pfarrer?"

„Und ich bitte Dich darum, Hannchen," sagte Wilhelm in der Ueberzeugung, eine Pflicht zu thun. „Du kennst

vielleicht die Gefahren nicht, von denen Du bei solchen Feinden, wie ich heute gesehen habe, umgeben bist.. Wenn Du Vertrauen zu mir hast, so beweise es mir dadurch, daß Du mich noch heute zu meiner Mutter begleitest."

„Herr Pathe," entgegnete Johanna, welche diese Bitte für einen Befehl ansah und sich demselben sogleich unterwarf, ohne die Beweggründe einzusehen, „Ihr Wille ist der meinige. Aber soll ich in Boussac, in der Stadt bleiben, da ich nie aus Toull=Sainte=Croix herausgekommen bin?"

„Wenn Du eine Abneigung gegen den Aufenthalt in der Stadt hast, so wird es Dir freistehen, zu jeder Zeit hierher zurückzukehren. Du siehst jetzt nur meine Mutter, sprichst mit ihr und schüttest ihr Dein Herz aus; sie ist gut und mitleidig und wird Dich zu trösten wissen. Du besprichst Dich mit ihr über Deine Zukunft, und Deine Unabhängigkeit wird stets unangetastet bleiben."

Johanna nahm das Anerbieten an, wenn auch etwas verlegen und erschrocken bei dem Gedanken, mit der gnädigen Frau von Boussac in einem Augenblicke sprechen zu müssen, wo sie, sagte sie, der Gram fast ganz um ihre Besinnung gebracht habe.

„Du wirst Deiner Frau Pathe so um so interessanter sein," entgegnete der Pfarrer und Johanna gab endlich nach.

Marsillat war so klug, ihr das Anerbieten nicht zu machen, sie hinter sich auf's Pferd zu nehmen, wohl aber bot er Wilhelm sein Pferd an, weil es stärker sei als das des Barons und leichter zwei Personen tragen könne. Wilhelm erschrak etwas über den Gedanken, an dem Thore seines Schlosses mit einem Bauermädchen hinter sich auf dem Pferde anzukommen; der Pfarrer aber, der die Unschicklichkeit wohl fühlte, Johanna mit zwei jungen Herrn abreisen zu lassen, brachte alles in Ordnung, indem er ihnen eine

dritte Person beigab. Cadet erhielt den Auftrag, das Pferd des Pfarrers zu nehmen und der Ritter Johannas zu werden. Im Grunde hatte der Pfarrer Recht. Wenn ein Bauermädchen hinter einem Bauerburschen auf dem Pferde sitzt, so fällt das Niemandem auf; säße sie dagegen auf einem Pferde hinter einem Herrn aus der Stadt, so wäre das etwas ganz anderes.

Während man die Pferde bereit machte, ließ der Pfarrer Essen für seine Gäste auftragen und empfahl Wilhelm, den er sehr blaß fand und der über heftiges Kopfweh klagte, am nächsten Tage zur Ader zu lassen.

Claudie theilte das Vertrauen des Pfarrers nicht ganz, der Johanna vor der Begehrlichkeit Marsillats zu sichern glaubte, wenn er sie nach Boussac schickte. Sie folgte mit eifersüchtigem Blicke allen ihren Bewegungen und nur die feste Tugend Johannas beruhigte sie ein wenig.

„Liebes Hannchen," sagte sie, „wenn Du Dich in Boussac vermiethest, so sieh zu, daß Du in demselben Hause einen Dienst für mich findest. Ich wäre für mein Leben gern in der Stadt."

„Ich auch!" sagte der dicke Cadet; „es ist prächtig in der Stadt Boussac, denn Boussac ist die beste Stadt, die ich kenne."

„Das glaube ich," sagte Claudie, „Du kennst keine andere."

Vor dem Ende der Mahlzeit stand Marsillat auf und ging hinaus, um seinem Pferde, das er in einer einzeln stehenden Scheune untergebracht hatte, Hafer zu geben. Es fing an Abend zu werden und als er in der Scheune eintrat, sah er unter dem Stroh und dem Ackergeräthe langsam eine Gestalt sich aufrichten und er erkannte sogleich den Begleiter der großen Gothe, Raguet, den Viehdieb. Dieser Vagabond wohnte mitten in der Haide in einer schlechten Hütte von

Lehm und Holz, die er sich ganz allein selbst gebauet hatte und in der außer der Hexe Gothe Niemand würde haben bei ihm wohnen wollen. Ja Niemand ging gern im Dunkel in der Nähe dieser Hütte vorbei, da sie den größten Taugenichts der Umgegend barg. Raguet verbarg unter dieser anscheinenden Armuth ziemliche Summen. Er trieb das gefährliche, aber einträgliche Gewerbe eines Pferdediebes. Im Bourbonnais und in Berry treiben in den Sommernächten, wenn die Pferde auf der Weide sind, Kesselflicker aus der Auvergne und Vagabonden der Marche dieses Gewerbe. Sie wissen die Pferde los zu machen, schwingen sich ohne Sattel auf dieselben, legen ihnen einen leichten Zaum an, den sie bei sich führen und jagen dann in das Gebirge. Raguet nahm auch Geringeres, Hühner, Gänse, Holz und Getraide. Er spielte den Sanften und Freundlichen, sprach wenig, ging mit Niemandem um, ließ Niemanden in seine Hütte hinein und außer dem Todschlage scheute er sich vor keinem schlechten Gedanken und vor keiner schlechten That.

„Sind Sie's, Herr Marsillat?" fragte er gedehnt, ob er gleich Leon recht wohl erkannt hatte.

„Was machst Du hier, Spitzbube?" antwortete ihm der junge Advokat; „beschnoberst Du mein Pferd? Wenn Du ihm ein Haar entwendest, sollst Du von mir hören."

„O, Ihnen werde ich nie etwas Unrechtes thun, Herr Marsillat, und Sie werden mir auch nichts thun."

„Ich kann Dir sehr viel schaden, vergiß das nicht."

„Sie sind ja mein Advokat gewesen."

„Ich würde dem Teufel dienen, wenn er mir seine Sache anvertrauen wollte; aber immer muß ich Dir nicht dienen und da ich weiß, wessen Du fähig bist.."

„Sie wissen nichts, Herr Marsillat; ich habe Ihnen nichts gestanden."

„Eben deshalb halte ich Dich für einen Taugenichts."

„Sie denken das nicht, Herr Marsillat; aber davon ist auch nicht die Rede.. Ich komme hierher, um Sie in Geschäften um einen Rath zu fragen."

„Ich habe keine Zeit; komm Sonnabend zu mir."

„Nein, Herr Advokat, sagen Sie mir gleich, was ich Sie wegen der Johanna fragen will."

„Du hast mit der Johanna nichts zu schaffen und ich habe Dir nichts zu sagen."

„Doch, Herr Marsillat, doch.. Warten Sie, ich will Ihnen helfen bei dem Pferde.."

„Daß Du es nicht anrührst!"

„Glauben Sie nicht," fuhr Raguet fort, ohne sich abweisen zu lassen, „daß die Gothe Johanna zwingen könnte, bei ihr zu wohnen?"

„Welches Interesse hätte die Gothe dabei?"

„Sie wissen es ja."

„Nein."

„Mehr in Ihrem Interesse.."

„Ich verstehe das nicht," sagte Marsillat, der sehen wollte, wie weit wohl Raguet die Frechheit treibe.

„Sehen Sie, Herr Advokat, wenn Sie der Gothe behilflich sein wollten, ihrer Nichte einen Proceß anzuhängen und sie zu zwingen, daß sie bei ihrer Tante wohnte, — nur auf eine Zeit, — Sie verstehen schon?"

„Nein, und nachher?"

„Unser Haus ist recht bequem, recht abgelegen. Ein Liebhaber, der mit einem hübschen Mädchen allein sein wollte, — ich nehme das so an..

„Du bist ein Schurke.."

„Na, na, nehmen Sie's nicht übel, ich sage ja nichts; Sie haben ja aber der Gothe recht hübsche Geschenke gemacht,

um mit ihrer Nichte bekannt zu werden.. Sie sind in solchen Dingen nicht knickerig."

„Es ist möglich; ich kann wohl wünschen, die Liebe eines Mädchens zu erwerben und zudringliche Bettler durch ein Almosen von mir schaffen; aber nie werde ich mich eines Schurken bedienen, der mir behilflich wäre — ich nehme das so an — ein Verbrechen zu begehen. Gute Nacht!"

„Sie werden drüber nachdenken," sagte Raguet gelassen.

Marsillat war unwillig und hatte große Lust, dem Elenden einige Reitpeitschenhiebe zu versetzen. Da er aber diese Art Menschen kannte, so besann er sich eines andern und wollte den Raguet lieber durch eine Hoffnung an sich binden. Raguet folgte ihm auf jedem Schritte in dem dunkeln Stalle und Leon fürchtete, der Bösewicht könne wohl aus Verdruß seinem Pferde das Fesselgelenk zerschneiden. „Genug davon, Du weißt nicht was Du redest," sagte er in freundschaftlicherem Tone.. „Nimm das und kaufe Dir Brod dafür. Ich weiß, Du bist ein armer Teufel und glaube gern, Du würdest nicht so schlechte Gedanken haben, wenn Dir es besser ginge."

Raguet betastete im Dunkel das Geschenk Marsillats und als er sich überzeugt hatte, daß es ein Fünffrankstück sei, bedankte er sich und schritt durch eine Hinterthür aus der Scheune hinaus, ohne seinen Plänen auf Johanna zu entsagen. „Hör' einmal!" rief ihm Leon nach, und Raguet kam zurück.

„Wenn Du jemals das Unglück haben solltest," sagte der junge Mann zu ihm, „der unbedeutendsten Person, für die ich mich interessire, irgend ein Leid anzuthun, werde ich sofort aufhören, Mitleid mit Deiner Armuth zu haben und Dich als Räuber angeben."

„Gehen Sie! Das thun Sie nicht," antwortete Raguet;

„Sie sind ja mein Advokat gewesen und Sie würden sich schaden, wenn Sie einen Räuber so gut vertheidiget hätten.“

„Du irrst Dich,“ sagte Marsillat, „ein Advokat kann wohl von seinem Clienten getäuscht werden, braucht aber nicht der Mitschuldige desselben sein zu wollen. Merke Dir das und schone namentlich den Herrn Pfarrer von Toull und alle Personen, die Du heute in meiner Gegenwart bedroht hast, — sonst sollst Du von mir hören.“

Raguet ließ den Kopf hängen, ging fort und suchte zu errathen, warum wohl Marsillat, den er für eben so schlecht hielt als sich selbst, an seinen Nebenbuhlern so großen Antheil nehme.

Eine Viertelstunde später trabte Marsillat auf seinem Pferde neben Wilhelm dahin, dem die Bewegung des Pferdes mehr und mehr Schmerzen machte. Cadet und Johanna ritten auf dem Schimmel des Pfarrers voraus. Raguet, der hinter den Felsenblöcken versteckt lag, sah sie vorüberreiten und fing an einzusehen, daß Marsillat ihn nicht brauche. Der gute Pfarrer stand auf der Plateform des Thurmes und rief Marsillat nach: „vergessen Sie meinen Thermometer nicht!“ Dann kehrte er in sein Haus zurück, traurig zwar, aber doch von einer großen Sorge befreit, da Johanna Toull-Sainte-Croix verlassen hatte.

Zehntes Kapitel.

Heirathspläne.

Die Stadt Boussac, die mit dem gleichnamigen Flecken etwa 18 bis 1900 Einwohner zählt, kann für eine der ärmlichsten und häßlichsten Unterpräfecturen angesehen werden. Boussac, das auf steilen Hügeln an der kleinen Creuse hin liegt, da wo sich ein andrer kleiner reißender Fluß in sie ergießt, bildet ein Gemisch von Häusern, Felsen, Bergbächen, krummen Gäßchen und steilen Wegen, die ihm ein sehr malerisches Aussehen geben. Ein Dichter oder Maler könnte recht wohl da leben, ohne sich zu entehren, ja diesen Aufenthalt der stolzen Stadt Chateauroux vorziehen, die einen Palast für den Präfecten, königl. Straßen, ein Theater, Promenaden, Equipagen, eine platte Gegend und ein entsprechendes Aussehen hat. Bourges, das in einer noch trübseligern Gegend liegt, hat seine herrlichen Gebäude, sein ernstes historisches Aussehen, seine öden Gärten, schönen Mondschein auf den spitzen Giebeln seiner mittelalterlichen Häuser, seine breiten Straßen, in denen Gras wächst, und seine langen stillen Nächte, die fast sogleich nach Sonnenuntergang beginnen. Es ist die alte Hauptstadt der Aquitanier, eine Stadt der Canonici und Staatsdiener, die vergessenste, ruhigste, aristocratischeste der todten Städte. Gueret ist zu isolirt von den Bergen, die sie umgeben und besitzt für sich nichts, was für den Mangel dieses natürlichen

Schmuckes entschädigen könnte. Das Wasser ist schön und hell da; das ist alles. La Châtre hat nur sein pflanzenreiches Thal hinter der Vorstadt, Neuvy seine byzantinische Kirche, die aber zu sehr angestrichen worden ist und seine alte Brücke, die man abtragen will, ohne Rücksicht auf die Ehrfurcht zu nehmen, welche ein Ueberrest aus vergangener Zeit verdient. Boussac hat dagegen den guten Geschmack, sich so eng mit dem Boden zu verbinden, daß man dort bei jedem Schritte, auf offener Straße, schöne Landschaftsstudien machen kann. Freilich wird noch eine lange Zeit vergehen, ehe die Bürger der Provinzialstädte begreifen, daß die Vegetation, die Perspective, die Unebenheit des Bodens, das Rauschen des Baches und die Granitmassen wesentlich zu der Schönheit der Städte gehören, welche nicht durch ihre großartigen Bauwerke glänzen können.

Ein großes Gebäude giebt es in Boussac allerdings, das Schloß von römischem Ursprunge, das Johann von Brosse, der berühmte Marschall von Boussac, 1400 nach der damaligen Mode neu aufbauen ließ. Es ist unregelmäßig, aber anmuthig und niedlich in seiner Einfachheit. Die Mauern haben eine Dicke von zehn Fuß und wenn man die Schwelle überschritten hat, erkennt man sogleich, daß das Innere so schlecht aussieh twie alle jene großen Raubschlösser aus dem Mittelalter, die in unsern Provinzen noch auf allen Höhen stolz emporragen.

Dieses Schloß gehört halb der Stadt, halb dem flachen Lande an. Der Hof und die wappengeschmückte Façade sehen nach der Stadt zu; die andere Seite dagegen sinkt mit dem perpendiculären Felsen, der sie trägt, bis in das Bett der kleinen Creuse hinab und überschaut eine herrliche Landschaft, den geschlängelten Lauf des in Felsen eingeschlossenen Wildbaches, große mit einzelnen Kastanienbäumen bedeckte

Wiesen, einen unermeßlichen Horizont und einen schwindeltiefen Abgrund. Das Schloß schließt mit seinen Festungswerken auf dieser Seite die Stadt. Die Festungswerke sind noch vorhanden, die Stadt ist nicht über dieselben hinausgegangen und die letzte Dame von Boussac, die Mutter unseres Helden, des jungen Barons Wilhelm von Boussac, ging nach Belieben aus ihrem Garten ins freie Land hinaus oder aus ihrem Hofe in die Stadt.

Ungefähr anderthalbes Jahr nach den bisher geschilderten Ereignissen saßen die Frau von Boussac und deren Freundin, die Frau von Charmois, in der tiefen Brüstung eines Fensters und bewunderten mit mehr gelangweiltem als entzücktem Auge die herrliche Aussicht, die vor ihnen lag. Es war in den ersten Frühlingstagen. Die Bäume erhielten allmälig eine leichte grünlich-bräunliche Färbung; die Mandel- und Aprisenkosenbäume standen in der Blüte und ein herrlicher Tag endigte in einem rosenfarbigen Sonnenuntergange. Gleichwohl brannte ein tüchtiges Feuer in dem gewaltigen Kamine des großen Zimmers und der Abend war hinter den dicken Mauern der alten Herrenwohnung ziemlich frisch und kühl.

Den schönsten Schmuck dieses Zimmers bildeten unbestritten die merkwürdigen und räthselhaften Tapeten, die man noch heutigen Tages in dem Schlosse Boussac sieht und die, wie man glaubt, von Zizim aus dem Orient mitgebracht wurden. Meiner Meinung nach rühren sie von Aubusson her und ich weiß eine ganze Geschichte davon, die ich wohl ein anderes mal erzähle. Ziemlich gewiß dürfte es sein, daß sie die Langeweile der berühmten Ungetreuen in ihrer Gefangenschaft zerstreuen halfen und daß sie dann zu dem zurückgebracht würden, der sie ausdrücklich hatte fertigen lassen, zu Peter von Aubusson, dem Herrn von Boussac und Großmeister der Ritter von Rhodus. Die Costüme gehören dem

Ende des funfzehnten Jahrhunderts an. Die Bilder sind Meisterwerke und stellen, wenn ich mich nicht irre, sehr interessante geschichtliche Scenen dar.

Das übrige Meublement in dem großen Zimmer von Boussac entsprach schon zur Zeit unserer Geschichte diesen Ueberresten ehemaligen Glanzes keineswegs. Unter jenen großartigen Tapeten krochen, wenn ich mich so ausdrücken darf, schlechte kleine Sessel hin, wie sie unter der Kaiserherrschaft modisch waren, eine kleinliche Parodie der curulischen Sessel des alten Roms. Einige Spiegel mit Rahmen im Geschmacke Ludwigs XV. füllten schlecht die großen Trumeaux der Kamine aus. Es bestand zwischen diesem Mobiliar und dem alten gewaltigen Schlosse, in welchem es fast unbemerkt verschwand, jener unvermeidliche Contrast, welcher den Adel unserer Zeit neben dem Zustande seiner Ahnen so schwächlich und armselig erscheinen läßt.

Dieses peinliche Gefühl schien denn auch unwillkührlich die beiden Damen zu beherrschen, welche in der Fenstervertiefung mit einander sprachen; denn sie waren so trübe gestimmt, daß sie in der Dämmerung leise plauderten.

Das Alter dieser Damen mochte ein zu gleichen Theilen unter sie vertheiltes Jahrhundert ausmachen. Sie waren schön gewesen, wenigstens erkannte man es noch nach der Gesichtsbildung und der Tournüre der Frau von Boussac, während die Reize der Frau von Charmois in der übergroßen Fülle untergegangen waren, welche sie indeß nicht hinderte, rührig, thätig und entschieden zu sein.

Die Frau von Charmois, welche am Tage vorher mit ihrem zur Würde des Unterpräfecten beförderten Manne angekommen war, erneuerte die Bekanntschaft mit einer ehemaligen Freundin, die sie seit zwei oder drei Jahren nicht gesehen hatte und die, trotz ihrem bedeutenden Charakter-

unterschiede, sich herzlich freute, endlich eine ihrem Range entsprechende Gesellschaft in der Nähe zu haben.

„Liebe Freundin," sagte die neue Unterpräfectin, „ich bewundere Sie wahrhaftig, daß Sie es zwei Winter hinter einander in Ihrem Schlosse ausgehalten haben."

„Das Schloß ist allerdings ziemlich eintönig," antwortete die Frau von Boussac, „aber doch besser gebaut und geräumiger, auch läßt es sich mit weniger Kosten heizen als meine ganz hübsche Wohnung in Paris."

„Ich klage auch gar nicht über das Schloß an sich, zumal da Sie mich so gastfreundlich darin aufgenommen haben, bis ich eine passende Wohnung in Ihrer seltsamen Stadt finde. Sie wird mir ganz reizend vorkommen, da ich in Ihrer Nähe bin, aber wenn das nicht wäre, gestehen Sie es selbst, möchte man hier nicht begraben sein."

„Sie kannten ja die Stadt schon, als Sie den Aufenthalt in derselben annahmen."

„In den funfzehn Jahren, in denen ich Sie zwei oder dreimal hier besuchte.."

„Zweimal. Ich habe es nicht vergessen."

„O, ich habe Sie auch nicht vergessen! Aber ich war bei meinem Aufenthalte hier immer nur mit Ihnen beschäftiget, achtete nicht auf die Stadt und stellte sie mir weniger armselig und minder häßlich vor."

„Zu unserem Leidwesen werden Sie nicht lange dableiben. Der hiesige Ort ist nur ein Durchgangspunkt zu einer Unterpräfectur erster Classe."

„Wenn ich nicht hoffte, daß wir nach anderthalb Jahren Präfect werden würden, hätte ich, offen gestanden, meinem Manne nicht erlaubt, die Verwaltungscarrière zu machen. Wie aber haben Sie den gewaltigen Entschluß fassen können,

den Winteraufenthalt in Paris aufzugeben, da Sie keinen Ehrgeiz zu haben scheinen, nicht einmal für Ihren Sohn?"

„Muß ich nicht auf die Versorgung meiner Tochter bedacht sein? Ich habe zwei Kinder, Sie besitzen nur eines; ich muß mich deshalb mehr einschränken. Wenn ich auch nicht daran denke, mein Vermögen wieder zu heben, da Wilhelm jede Laufbahn haßt, welche seine Unabhängigkeit beschränkt, so muß ich doch einige Hypotheken zu beseitigen suchen, welche mein Mann aufzunehmen sich genöthigt sah. Meine Tochter ist, vollkommen heirathsfähig, aus dem Kloster zurückgekommen.."

„Sie besitzen doch noch wenigstens dreimalhunderttausend Francs, welche Sie unter Ihre beiden Kinder zu theilen haben."

„Ungefähr."

„Nun, das ist doch nicht übel. Wenn wir ein so schönes Vermögen besäßen, würden wir die Unterpräfectenstelle in Boussac gewiß nicht angenommen haben. Haben wir es aber erst bis zum Präfecten gebracht, so verheirathen wir auch unsere Tochter gut. Wann erwarten Sie Wilhelm zurück?"

„Binnen acht Tagen und ich vergehe vor Sehnsucht. Sie können sich denken, mit welcher Freude ich ihm entgegensehe, da er über ein Jahr abwesend gewesen ist."

„O, ich sehne mich auch nach dem lieben Kinde! Ob er wohl meine Elvire wieder erkennt! Sie ist so groß geworden! Finden Sie meine Tochter hübsch?"

„Sie ist ein recht hübsches Mädchen."

„Ihrem Vater sieht sie gar nicht ähnlich, nicht wahr? So schön ist sie freilich nicht wie die Ihrige und gewiß auch bei weitem weniger gebildet."

„Marie ist leidlich, weiter nichts, aber sie besitzt ein vortreffliches Herz.“

„Ein wenig romanhaft ist sie wohl auch wie ihr Bruder?“

„Weit weniger, Gott sei Dank! Hören Sie die Mädchen unten in ihrem Zimmer lachen? Sie werden daraus abnehmen können, daß meine Marie ebenso wenig zur Melancholie geneigt ist als Elvire.“

„Elvire schreit so? Marie kann es nicht sein. Ich habe Lust, ihnen Ruhe zu gebieten und ihnen durch das Fenster zuzurufen. Wenn die Bürgersleute das hören, werden sie unsere Töchter für eben solche Gänse halten wie die ihrigen.“

„Lassen Sie die Mädchen lachen! Die Jugend ist nun einmal so. Unsere Kinder werden Gott sei Dank glücklicher sein als wir es waren, liebe Freundin. Sie werden sich, ihrer Geburt zu Folge, leidlich verheirathen und können nur gewinnen, wenn sie in eine andere Lage kommen. Uns, die wir die Jugend unter den Festen und dem Luxus des Kaiserreichs verbracht haben, kommt die jetzige Zeit freilich sehr traurig und das Leben kalt und nüchtern vor.“

„Sprechen Sie nicht so; man könnte sonst glauben, Sie wünschten die Kaiserherrschaft zurück.“

„Nein. Ich kenne die Pflichten meines Ranges und was ich meinen Meinungen schuldig bin, zu gut. Aber ich habe bei dem Sturze Bonapartes viel verloren, sowohl an Vermögen als an Rang.“

„Nein, liebe Freundin, durch den Tod Ihres Mannes haben Sie viel verloren, denn wenn er bis 1815 gelebt hätte, würde er wie der meinige und wie viele andere Beamte und Offiziere des Kaiserreichs gehandelt haben. Er hätte sich gewiß sogleich den rechtmäßigen Fürsten angeschlossen und

wieder Dienste genommen oder sich einen guten Posten in der Provinz geben lassen."

„Das ist nicht so gewiß. Er liebte den Kaiser."

„Er würde die Liebe zu seinem Kaiser vergessen haben."

„Vielleicht. Ich würde alles Mögliche dazu beizutragen versucht haben, nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Ueberzeugung. Vielleicht wäre es mir aber nicht gelungen, denn man muß doch gestehen, daß der Kaiser, — Bonaparte einen wahrhaft zauberartigen Einfluß auf unsere Männer ausübte."

„Ja, im Anfange. Auch Charmois war als Kammerherr ganz von ihm eingenommen; als er aber sah, wie viele Thorheiten und Fehler er beging, erkannte er bald seine wahren Interessen, wie seine wahren Pflichten."

„Daß Boussac so schnell sich geändert hätte, bezweifele ich. Er war vielmehr geneigt, sich Napoleon desto mehr anzuschließen, je mehr das Glück sich von ihm abwandte."

„Ja, er war freilich ein etwas romanhafter Kopf, aber ein würdiger Mann, der Sie recht glücklich gemacht haben würde, wenn der Krieg Sie nicht so häufig getrennt hätte und wenn Sie weniger eifersüchtig gewesen wären."

„Sie machen mir diesen Vorwurf mit Unrecht, — ich bin nie eifersüchtig auf Sie gewesen."

„Das sagen Sie jetzt; Sie waren es doch."

„Keineswegs.. Boussac konnte die koketten Frauen nicht leiden und Sie waren sehr kokett."

„Böse Junge! Als wenn wir es damals nicht alle gewesen wären?"

„Eine mehr als die andere."

„O Sie waren im höchsten Grade putzsüchtig und verwendeten Geldsummen, die mir Charmois niemals bewilliget hätte."

„Es war mehr Eitelkeit bei mir als Koketterie. Halten Sie dies für einerlei?"

„Sie sind heute Abend sehr boshaft.. Aber wenn ich auch kokett war und es vielleicht noch etwas bin, so läßt sich das bei mir wohl entschuldigen; mein Mann war nicht so liebenswürdig wie der Ihrige. — Aber welchen Lärm die Mädchen machen! Es ist unerträglich! Die ganze Stadt muß es hören.. Die Mädchen verwildern in der Provinz sehr; diese Art zu lachen und zu schreien, verstößt gegen alle gute Sitte."

„Unsere Töchter schreien nicht so, — es sind die Dienstmädchen, Claudie, deren Stimme ich erkenne."

„Welche von Ihren Mädchen ist Claudie? Die schöne Blondine?"

„Nein, die kleine Brünette.. die andere heißt Johanna und ist meine Pathe."

„Halten Sie es für schicklich, daß wir unsere Töchter so in Gesellschaft von Dienstleuten scherzen lassen?"

„Die armen Kinder müssen doch auch eine Unterhaltung haben! Sie haben gewiß die Mädchen in ihr Zimmer kommen lassen, um mit ihnen den hier üblichen Tanz zu tanzen, und das ist eine der Gesundheit sehr zuträgliche Bewegung. Claudie giebt wie ein Tanzmeister Unterricht. Sie ist leichtfüßig, gewandt und nicht ohne Grazie."

„Tanzt die andere, die Schöne auch?"

„Nein, diese ist ernst und melancholisch.. Gewöhnlich singt sie die Melodieen zum Tanze. Sie besitzt eine sehr hübsche Stimme."

„Werden Sie von den Bauermädchen gut bedient?"

„Besser als von Pariser Kammermädchen, denen ich einen zehnmal höhern Lohn geben mußte und die sich auf dem Lande langweilten. Es ist dies eine Aenderung im

Hauswesen, über die ich mir Glück zu wünschen habe und die ich Ihnen nur empfehlen kann."

„Verstehen denn aber die Mädchen etwas? Wer kleidet Sie an? Wer macht Marien das Haar?"

„Claudie, die klug und geschickt ist und sich in alles leicht findet."

„Und was thut die Andere? Ich sehe sie nicht so häufig im Hause."

„Sie hütet meine Kühe, buttert und macht vortrefflichen Rahmkäse. Sie führt die Aufsicht über die Wäsche und sorgt für die Aufbewahrung des Obstes. Sie hat alle Schlüssel. Sie ist zwar minder schlau, mit den Händen nicht so geschickt und nicht so rasch wie Claudie, aber ein vortreffliches Mädchen, verständig, ordentlich, fleißig, sanft und treu, so daß ich sie höchst ungern missen würde. Mein Sohn hat mir mit ihr einen wahren Schatz in das Haus gebracht."

„Ach, Wilhelm hat sie Ihnen empfohlen? Er hat sie nach ihrem hübschen Gesichte gewählt; das beweist, daß er ein Kenner ist."

„Liebe Freundin, Wilhelm ist zu gut erzogen und achtet sich selbst zu sehr, als daß er Augen für solche arme Mädchen haben sollte."

„Zu seinem Vater hatten Sie kein eben so großes Vertrauen, denn ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich Sie einst hier weinend antraf, nachdem Sie — die Amme Ihres Sohnes, glaube ich, fortgeschickt hatten, weil Sie glaubten, Herr von Boussac fände sie zu schön."

„Es ist recht grausam von Ihnen, daß Sie mich da an einen meiner Fehler erinnern. Die arme Amme war, glaube ich, ganz unschuldig, nur ein wenig langsam, hochmüthig und eigensinnig, so daß ich oft die Geduld verlor. Ich war

damals heftiger und lebhafter als ich es jetzt bin. Boussac, der besser und nachsichtiger war als ich, gab mir immer Unrecht, wenn ich sie ausschalt. Eines Tages ärgerte ich mich darüber und machte ihm ungerechte Vorwürfe. Um Ruhe zu haben, bestand er darauf, daß die arme Tula fortgeschickt werde und das war eine harte Strafe für mich, denn ich habe nie wieder ein Mädchen gefunden, die so große Anhänglichkeit an meinen Sohn und an mich gehabt hätte. Aber sie war außerordentlich stolz. Ich weiß nicht, wer ihr weiß gemacht hatte, ich sei eifersüchtig auf sie und sie wollte durchaus nicht wieder in meinen Dienst treten, was ich ihr auch bieten ließ. Ihr Stolz verletzte mich einigermaßen, dann starb mein armer Mann, es kamen Geldverlegenheiten, ich hielt mich der Erziehung meines Sohnes wegen in Paris auf und so hatte ich die Tula vergessen, bis vor anderthalb Jahren, wenige Tage nachdem wir definitiv unsern Aufenthalt hier genommen, Wilhelm mir ihren Tod meldete und aus einem Dorfe, in das er zufällig gekommen war, diese Waise, die Johanna, die Tochter Tulas, die Milchschwester Wilhelms, mir zuführte."

„Ach! die Tochter — der Amme? Die Blondine ist die Tochter der Amme? Ich habe sie als kleines Kind bei Ihnen gesehen."

„Sie hat viel von der Art und Unart ihrer Mutter, ist aber unendlich sanfter und geduldiger. Im ersten Augenblicke machte der Anblick dieses jungen Mädchens einen peinlichen Eindruck auf mich. Ich hätte ihr gern etwas gegeben und sie wieder in ihr Dorf zurückgeschickt; aber nach der Rückkehr von seinem Ausfluge verfiel Wilhelm in die entsetzliche Krankheit, die ihn sechs Wochen lang zwischen Leben und Tod schwebend erhielt und Johanna pflegte ihn mit so viel Aufopferung, daß ich sie später aus Dankbarkeit behielt."

„Man hat erzählt, ein Bauer habe ihm einen Stein an den Kopf geworfen. Geschah dies des Mädchens wegen?“

„Das ist nicht wahr, denn er hat es stets geläugnet und Johanna hat nichts davon gesehen. Sie wissen, daß Wilhelm die so gefährliche Gehirnentzündung nach einem Brande erhielt, bei welchem er sich sehr anstrengte, ein ärmliches Häuschen zu retten, das der Blitz getroffen hatte.“

„Ich habe das nicht vergessen. Sie schrieben mir es damals. Uebrigens macht es auch Wilhelm zu viel Ehre, als daß man es vergessen könnte.“

„Habe ich Ihnen damals ausführlich über dieses Abenteuer geschrieben? daß jenes Häuschen das der Tula war, welche eben gestorben war? und daß Wilhelm der Johanna, welche an einem Tage ihre Mutter so wie ihr ganzes Hab und Gut verlor, in edelm Mitleide sich annahm? Er lernte sie bei dieser Gelegenheit kennen und brachte sie zu mir.“

„Das ist ja ein ganzer Roman.“

„Ein sehr einfacher, der damit zu Ende ist. Die Heldin führt die Aufsicht über meine Hühner und mein Milchwesen.“

„Und Wilhelm?“

„Wie so Wilhelm?“

„Er hat keinen Roman daraus gemacht?“

„Nein, nur ein hübsches Liedchen, von dem Johanna freilich nichts versteht und das sie nicht einmal singen kann. Uebrigens hat sie für ein Bauermädchen ein sehr feines Gefühl und sie fängt an zu weinen sobald man den Namen ihrer Mutter ausspricht.“

„Ach, Sie hat ein leicht erregbares Herz? Und Wilhelm...?“

„Was sagen Sie?“

„Nichts. Sagen Sie mir, warum ließen Sie Wilhelm nach diesem Vorfalle so lange reisen?"

„Er erholte sich sehr langsam von seiner Krankheit; eine tiefe Verstimmung drückte ihn nieder und ich war seinetwegen in großer Besorgniß."

„Haben Sie nie die Ursache dieser Verstimmung erfahren?"

„Sie hatte ganz gewiß keine andere Ursache als eben seine Kränklichkeit; sie war eine Folge seines Gehirnleidens. Ich glaube meinem Sohne unbedingt, er hat mir niemals etwas verheimlichet und, wie ich Ihnen auch schrieb, stets die Versicherung gegeben, er kenne keine Ursache seiner Verstimmung. Die Aerzte empfahlen ihm Zerstreuung und Reisen. Er selbst fühlte das Bedürfniß und fand auch nach einem Aufenthalte von kaum zwei Monaten mit unserem Freunde Sir Arthur Harley in Italien seine Kraft, seinen Appetit, seine Heiterkeit und die ganze Jugendfrische wieder. Sir Arthur schreibt mir wie Wilhelm jede Woche und fordert mich endlich auf, selbst zu urtheilen."

„Wilhelm war ein höchst liebenswürdiger junger Mann," fiel die Frau von Charmois ein, die plötzlich nachdenkend geworden war; „ich sehne mich ihn wieder zu sehen. Aber sagen Sie mir, ist der gute Herr Harley, Ihr Engländer, so reich, als man sagt?"

„Für einen reisenden Engländer nicht eben sehr; eine Million Francs wird er aber wohl besitzen."

„Nun, es ist dies schon ein hübsches Vermögen.. Meinen Sie nicht, daß er eine gute Partie für Marie wäre?"

„Sie haben doch nichts als Heirathspläne im Kopfe! Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich noch nie daran gedacht habe."

„Warum sollte die Sache unmöglich sein? Ist es nicht eine gute Idee?"

„Sie ist wenigstens sehr unwahrscheinlich. Wenn besonders das Erstgeburtsrecht wieder hergestellt werden sollte, werden Marien kaum mehr als zwei bis dreitausend Livres Rente bleiben. Auf einen Millionair kann sie also nicht hoffen und ich will auch mit ihr gar nicht so hoch hinaus."

„Sie ist aber hübsch und Ihr Engländer, so viel ich mich erinnern kann, ist ein Philosoph, ein Sonderling. Bei einiger Klugheit, mit etwas Koketterie könnte ihm Marie wohl den Kopf verdrehen."

„Marie wird diese Koketterie nicht besitzen und ich werde sie ihr auch nicht anrathen. Wir sind nicht gewandt, liebe Freundin, sondern stolz."

„Thorheit! Mit einer Million könnten Sie erst recht stolz sein."

„Sprechen Sie im Beisein meiner Tochter nicht von solchen Dingen, ich bitte Sie darum. Hoffentlich führen Sie auch mit Ihrer Tochter keine solchen Gespräche."

„Das Mädchen, das man den Gebrauch der schönen Augen und des freundlichen Lächelns zur Eroberung eines Mannes lehren müßte, wäre sehr dumm. Das lernt sich ohne Unterricht."

„Marie wird dann hoffentlich dumm sein. Sie ist noch ein Kind, und ganz anspruchslos."

„Bei alle dem kann sie doch bemerken, daß Harley ein schöner und auch ein junger Mann ist, — ich bin wenigstens der Meinung. Wie alt ist er?"

„Ungefähr dreißig Jahre."

„Lieber wäre es mir, wenn er schon die Vierzig erreicht hätte. Wäre er ein Funfziger, so könnte die Sache für abgemacht angesehen werden. Die Funfziger lieben die jungen

Mädchen mehr als die Dreißiger. Freilich sind sie auch mißtrauischer, wenn sie Geist besitzen. Einem Manne von dreißig Jahren kann man leicht einreden, daß ein Mädchen sterblich in ihn verliebt sei und dann ist alles gewonnen, glauben Sie mir. Die Männer heirathen nur aus Eitelkeit entweder einen glänzenden Namen oder ein glänzendes Vermögen oder eine glänzende Schönheit. Fehlt eine große Mitgift, so ist es gut, wenigstens große Liebe bereit zu haben. Das schmeichelt ihnen und sie entschließen sich zur Heirath, um nicht die Ursache des Todes eines jungen Mädchens zu sein."

Die Frau von Boussac war allerdings eine gute und würdige Frau, aber schwach von Charakter und ihre guten Grundsätze unterstützten ihre guten Gefühle nicht hinlänglich. Das Kaiserreich hatte sie zwar weniger verdorben als die Frau von Charmois; sie war aber unter demselben, wie alle Frauen, die irgend eine Rolle dabei spielten, ein verwöhntes Kind, ziemlich frivol und eitel geworden und die Restauration hatte sie noch nicht gänzlich davon geheilt. Wilhelm glaubte mehr an seine Mutter als sie es verdiente. Er nahm ihre weisen Reden und ihre edele Haltung zu buchstäblich und wußte nicht, wie sehr sie es in ihrem Herzen beklagte, daß sie von ihrer frühern Stellung hatte herabsteigen müssen, ob sie gleich in das Unvermeidliche sich vollständig ergeben zu haben schien. Die Frau von Boussac intriguirte nicht, aber der intrigante Charakter ihrer Freundin war ihr auch nicht so widerwärtig als er es hätte sein sollen. Gewiß hätte sie nie etwas Schlechtes und Verwerfliches erdacht; aber sie lachte doch über solche Fehler Anderer, statt Unwillen darüber zu empfinden' zumal wenn sie mit Geist und Muth in Verbindung erschienen. Sie würde sich sorglos zu einer bereits angelegten Intrigue hergegeben haben, wie es

schwache Personen thun, um sich, im Falle des Mißlingens, ein Verdienst daraus zu machen, daß sie nicht mit aller Kraft dabei mitgewirkt habe, vielleicht auch um über die Urheber der List zu spotten und sie einigermaßen zu verdammen; während sie dieselben bewundert und gepriesen haben würde, wenn die List zu ihren Gunsten gelungen wäre, ohne daß ihre Mitwirkung recht hervortrat.

Die Schlechtigkeit der dicken Charmois empörte sie aber eigentlich nicht; sie lachte darüber und stellte sich, als glaube sie nicht an das Gelingen, damit ihr die Sache deutlicher auseinandergesetzt werde. Die Charmois war aber feiner als sie und brachte dieses Kapitel nur auf das Tapet, um zu erfahren, ob ihre Freundin Pläne mit der Tochter habe, denn als kluge Frau meinte sie, Sir Arthur würde für sie selbst ein noch annehmlicherer Schwiegersohn sein als Wilhelm von Boussac, auf den sie zuerst die Augen geworfen hatte.

Elftes Kapitel.

Ein Aprilscherz.

So weit waren die beiden Damen in ihrer Unterhaltung gekommen, als sie hinter der Thüre ein Geflüster und halb unterdrücktes Gekicher hörten, worauf die beiden Mädchen, ohne etwas von den Luftschlössern zu ahnen, welche die Mütter für sie gebaut hatten, erschienen. Trotz den Lobeserhebungen, welche die Damen über ihre Töchter gegenseitig

ausgetauscht hatten, waren doch beide gar nicht durch Schönheit ausgezeichnet. Elvire von Charmois war ein ziemlich gut gewachsenes, frisches, ziemlich stares Mädchen, auffallend geputzt, weil es ihre Mutter verlangte, damit sie jeder Zeit von heirathslustigen Männern gemustert werden könne und einen guten Eindruck mache. Wie sehr aber auch die Frau von Charmois ihre Phantasie anstrengte, um der traurigen Wirklichkeit zu entgehen, Elvire glich ihrem Vater zum Verzweifeln. Sie hatte seinen gemeinen schwerfälligen Geist, ja ihr Gesichtsausdruck schien die ganze übele Laune geerbt zu haben, welche die Urheber ihres Lebens einander verursacht hatten.

Marie von Boussac war minder frisch und voll als ihre Freundin, aber sehr angenehm, wenn auch nicht gerade hübsch. Sie war blaß, etwas hager und schmächtig, hielt sich etwas gebückt, hatte ein vorstehendes Kinn und besaß nichts eigentlich Schönes als die Augen und das Haar; dagegen war ihr Gesichtsausdruck so rein und so interessant, ihr Blick und ihr Lächeln verriethen ein so theilnehmendes und edeles Gemüth, daß man sie unmöglich ansehen oder einige Augenblicke mit ihr sprechen konnte, ohne sie reizend zu finden und ohne ihre Achtung und Zuneigung zu wünschen.

Ob sie gleich oft in träumerisches Sinnen versank, war sie doch in diesem Augenblicke, ebenso wie ihre Freundin, die von Langerweile geplagte und schwerfällige Elvire, sehr heiter.

„Mutter," sagte Marie in einem Tone, der ruhig und ungezwungen sein sollte, der aber selbst im Scherze nicht zu lügen verstand, „es sind zwei Damen aus der Stadt angekommen, die der neuen Unterpräfectin vorgestellt zu sein wünschen." In demselben Augenblicke erschienen diese beiden

Damen, von denen die erstere so keck vortrat und in so lächerlicher Weise grüßte, daß die beiden Mädchen laut auflachen mußten, ob sie sich gleich allen Zwang anthaten, um ernsthaft zu bleiben und so die Comödie fortsetzen zu können.

Die Frau von Boussac hatte sogleich die in eine vornehme Dame verkleidete unruhige und gewandte Claudie erkannt. Die dicke Frau von Charmois dagegen, die kurzsichtig war und welche das Gesicht Claudies noch nicht genau kannte, stand auf und ärgerte sich gewaltig über die Unartigkeit der beiden Mädchen, namentlich ihrer Tochter, die bei dem Erscheinen fremder Damen zu lachen wagten. Auch beruhigte sie sich nicht eher, als bis sie die Frau von Boussae lächelnd sagen hörte:

„Du siehst reizend aus, Claudie, wie eine Herzogin..“

„Aus der Kaiserzeit,“ fiel die Charmois ein, indem sie sich niedersetzte.. „Darüber also lacht ihr Mädchen so sehr?“

„Es ist heute der erste April,“ antwortete Marie von Boussac, „und wir haben uns den nothwendigen Spaß erlaubt. Es war unsere Pflicht und — unser Recht.“

„Ich verzeihe Euch, Kinder,“ entgegnete die Frau von Boussac. „Die Frau von Charmois ist wirklich getäuscht worden, denn sie verbeugte sich, ich vielleicht auch, denn ich kenne durchaus die andere Dame nicht, welche in der Ferne bleibt und nicht aufzusehen wagt.. Kommen Sie doch näher, Madame, damit man Sie sieht.“

„So komm doch her, Du!“ rief Claudie; „Du siehst ja, daß die gnädige Frau darüber lacht und daß sie es nicht übel nimmt.“

„Ich bitte Sie um Verzeihung, Frau Pathe,“ sagte Johanna indem sie schüchtern vortrat. „Ich selbst würde mir es nie erlaubt haben, aber Fräulein Marie wollte uns durchaus herausputzen.“

„Hannchen ist es?“ fragte die Frau von Boussac; „ich wußte zwar, daß es Niemand sonst sein konnte und doch erkannte ich sie nicht. Sie sieht vortrefflich aus.“

„Die Hanne ist's? Nicht möglich!“ setzte die Frau von Charmois hinzu.. „Wer hat sie denn so herausgeputzt? Es ist unglaublich, wie gut sie aussieht.“

„Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben,“ antwortete Marie, „und ich hoffe, daß es mir gelungen ist.“

„Sie haben sich auch viel Zeit dazu genommen, Fräulein,“ sagte Johanna, die sich geduldig zu dieser Maskerade hergegeben hatte. „Es hat Ihnen Freude gemacht und mir macht es Vergnügen, wenn ich Sie einmal lachen sehe. Jetzt ist der Spaß vorbei und ich will Ihr schönes Kleid wieder ausziehen.“

„Nein, nein, noch nicht, Hannchen, noch nicht, liebes Hannchen, bleibe noch ein wenig. Mutter, sehen Sie nur die Figur an! Ich wette, daß Sie nicht bös sein würden, wenn ich so aussehe.“

„Ach, Fräulein, das sagen Sie auch nur zum Scherz,“ antwortete ganz aufrichtig Johanna, in deren Augen ihre junge Gebieterin schöner war als jede andre.

„Ist das ein Kleid von Dir, Elvire?“ fragte die Frau von Charmois ihre Tochter während sie Johanna durch die Lorgnette musterte.

„Ja, Mutter, Claudie kann die Kleider Mariens anziehen und die meinigen passen der Johanna, die von meiner Größe ist.“

„Es drückt zwar teufelmäßig,“ sagte Claudie, indem sie, von sich selbst geblendet, in den Spiegel sah, „aber es schadet nichts; ich ließe mich gern zusammenschnüren, wenn ich nur wenigstens alle Sonntage so gehen könnte.“

Claudie hatte Unrecht. Sie war ein sehr hübsches Bauermädchen, aber eine häßliche Dame. Ihr weißes Häubchen stand sehr gut zu ihrem runden Gesicht und ihr kurzes Röckchen zu ihren hübschen Waden, während das lange schleppende Kleid der nicht arbeitenden Damen ihr alle Vorzüge nahm. Ueberdies eignete sich ihr krauses Haar, das ihr ein muthwilliges keckes Aussehen gab, sehr schlecht zu der glatten weichen Coiffure, welche die Damen jener Zeit den schönen Engländerinnen entlehnt hatten. Ihr drolliges naives Benehmen hatte etwas Graziös-Komisches, das in dem himmelblauen Kleide der schwärmerischen, sentimentalen Marie verletzend und selbst frech erschien; kurz die gute Claudie, deren volle zierliche Formen bei der natürlichen Freiheit ihrer Bewegungen gar nicht ohne Reiz waren, sah in diesem Augenblicke wie ein garstiger Junge aus, der sich in Frauenkleider gesteckt hat.

Johanna war ganz das Gegentheil von ihr. Sie sah als Dame so schön aus wie als Landmädchen; ihre kräftigen Formen hatten nichts Männliches, denn ihr scheues züchtiges Wesen erhielt ihr immer etwas Ernstes und Gesetztes. Ihre Farbe wie Lilien und Rosen (das alte Bild paßte für sie noch immer) erschien bei dem weißen Kleide und der Spitzenkrause noch reiner und frischer; ihr herrliches Haar, das das Häubchen den Blicken immer entzogen, hatte sich unter dem Kamme dem Geschmacke des Fräulein von Boussac gefügt und zog sich in goldenen Flechten um den bewundernswürdig geformten Kopf. Ihre schönen Hände bedurften keines andern Schönheitsmittels als der Milch, in der sie täglich arbeiteten, um auffallend weiß und weich zu bleiben. Nur ihr Fuß fühlte sich unbehaglich; er war der einer griechischen Statue; von Kindheit an daran gewöhnt, blos auf der Haide umherzugehen, war er zu schön und zu natürlich,

um sich in den engen spitzen Schuhen wohl zu befinden, durch welche die modischen Damen sich künstliche Füße bilden, die durchaus nicht zu einem menschlichen Körper zu gehören scheinen.

„Ich gestehe," sagte Marie von Boussac indem sie Johannen ansah, „daß ich nie etwas so Schönes erblickt habe, als Dich, armes Hannchen. Der Himmel hätte Dich nicht besser ausstatten können, wenn er Dich zu einer Kaiserin bestimmt hätte. — Jetzt," setzte sie zur Mutter gewendet hinzu, „wollen wir im Garten spazieren gehen. Die Leute in der Stadt, die uns von weitem sehen, werden die beiden Verkleideten für Damen aus Paris halten und sogleich wird sich das Gerücht verbreiten, die Frau Unterpräfectin habe drei Töchter. Morgen, wenn sie nur eine sehen, werden sie sich dann die Köpfe zerbrechen, was wohl aus den beiden andern geworden. So schicken wir die ganze Stadt in den April."

„Mademoiselles, keinen Scherz, in den ich hineingezogen werde, das verbitte ich mir," sagte die Frau von Charmois. „Denn in meiner Stellung kann ich mir nicht erlauben, mit meinen Untergebenen zu lachen; dies würde den schlechtesten Ton verrathen und die Leute mit mir auf einen Fuß der Vertraulichkeit setzen, der mir durchaus nicht zusagt."

„Auch könnte es sie kränken," setzte die Frau Boussac hinzu; „sie würden sich einbilden, man habe sie zum Besten, man behandele sie leichtfertig und die Leutei in kleinen Städten sind entsetzlich empfindlich. Treibt also den Scherz nicht weiter, Kinder."

„Es ist wahr," antwortete Marie sanft; „wir wollen es lassen, Mutter."

„So ist unsere Freude schon zu Ende!" rief Elvire verdrießlich aus; „da hätten wir uns gar nicht so viele Mühe

zu geben brauchen, um die Mädchen herauszuputzen. Sie sind aber immer so, Mutter. Nie wollen Sie einen Scherz erlauben. Wenn Sie nichts gesagt hätten, würde es der Frau von Boussac nicht in den Sinn gekommen sein, uns zu hindern."

„Aber mein Kind, wenn man Dir sagt, es könnte verletzen und die Leute gleich von vorn herein gegen uns einnehmen!"

„Als wenn es ein großes Unglück wäre, daß sich Dummköpfe verletzt fühlen!" entgegnete Elvire, die vor Aerger ganz roth geworden war.

Die Frau von Charmois wollte eben wieder antworten und der Wortwechsel würde nicht sobald zu Ende gekommen sein, wenn nicht Cadet mit Kerzen hereingekommen wäre. Der Sohn des Küsters Leonard war neuerdings auch als Diener der Frau von Boussac ausgehoben worden, die der Ersparniß wegen ihre Leute aus Paris durch Dienstleute vom Lande ersetzt hatte. Johanna, die von ihrer Pathe um ihren Rath befragt worden war, hatte Cadet als einen gutmüthigen und gewilligen, zu Allem brauchbaren Burschen empfohlen. Auch freute sich Cadet über die Maßen, in der Nähe von Claudie zu sein, mit der er zum erstenmale zum Abendmahle gegangen war (was bei den Landleuten ein geheimes Band wird, das sie nie vergessen), und bei Johanna, die ihn freundlich in der Kunst, das Vieh zu weiden, unterwiesen hatte. Er war allerdings etwas plump und etwas ungeschickt, er zerbrach viel, richtete mancherlei Confusion an, wenn ihm etwas aufgetragen wurde und hatte nach einem halben Jahre noch immer nicht gelernt, das Dessert symmetrisch aufzustellen. Dagegen war er arbeitsam, nüchtern, ehrlich und gewillig, so daß man ihm seine Tölpeleien gern verzieh und die Dame von Boussac mit Marien

darüber lachte, die ihm immer das Wort redete, weil sich Johanna stets für ihn verwendete. Claudie dagegen neckte und hänselte ihn fortwährend, schalt ihn aus und äffte ihn nach, was ihn aber durchaus nicht verdroß, sondern vielmehr schmeichelte. Auch wäre das muthwillige Mädchen gewiß trostlos gewesen, wenn sie einen Cameraden hätte verlieren sollen, der durch gutmüthige Dummheit und grenzenlose Leichtgläubigkeit ihr immer etwas zu lachen gab.

Cadet wußte von dem Aprilscherze nichts. Als er zwei Damen am Ende des Zimmers bemerkte, schlug er, nach seiner Gewohnheit, blöde die Augen nieder, setzte die Lichter hin, schürte das Feuer an, machte die Fensterladen zu und ging wieder hinaus, ohne das Lachen Claudies und Elvirens zu bemerken, die kaum an sich halten konnten, während Johanna und Marie vollkommen ernst blieben..

Im nächsten Augenblicke erschien Marsillat und die Frau von Boussac, die ihn als Hausfreund behandelte, willigte stillschweigend ein, daß Marie die beiden falschen Fräulein bleiben ließ, um auch ihn in Versuchung zu führen. Nur schob Marie, welche dem scharfen Blicke Marsillats nicht recht trauete, die Mädchen in eine Fensterbrüstung und stellte sich mit Elvire an einen Arbeitstisch vor dieselben.

Leon Marsillat war seit der Krankheit Wilhelms in dem Schlosse Boussac sehr gern gesehen. Er hatte damals an dem jungen Barone den innigsten Antheil genommen und sich aufgeopfert, um ihm Gesellschaft zu leisten und ihm während der Genesung des Tages zwei bis dreimal vorzulesen, sich auch durch die Kälte nicht abschrecken lassen, mit welcher der Kranke seine Gefälligkeiten hinnahm. Als Wilhelm sich so weit erholt hatte, daß er seinen Dank oder sein Mißfallen zu erkennen geben konnte, hatte Frau und Fräulein von Boussac mit Verwunderung bemerkt, daß er von

Tage zu Tage kälter und steifer gegen Marsillat wurde. Zwar hatte er ihm nie ein unangenehmes Wort gesagt, im Gegentheil, er hatte ihm in liebevollen Ausdrücken für seine Aufopferung gedankt, aber in eiskaltem Tone. Dann hatte es geschienen, als meide er ihn, als unterdrücke er mit Gewalt eine Geberde der Ungeduld und der Unzufriedenheit, wenn er ihn in den Hof treten und auf das Haus zukommen sah, und endlich war er bei solchen Gelegenheiten mehrmals in sein Zimmer gegangen, hatte sich eingeschlossen, sich gestellt als schlafe er und nicht geantwortet, wenn Leon leise anklopfte, obgleich Claudie, die alles ausspionirte oder errieth, durch das Schlüsselloch hindurch ihn hatte lesen oder in Gedanken dasitzen sehen.

Marsillat hatte diese keineswegs freundschaftliche Stimmung recht wohl bemerkt, sich aber gestellt, als sehe er nichts, wozu ihn auch das zuvorkommende und freundschaftliche Benehmen der Frau von Boussac ermächtigte. Die arme Mutter, welche die Ursachen dieser Abneigung nicht ahnete, hatte die scheinbare Undankbarkeit, um derentwillen sie ihn doch nicht geradezu zu tadeln wagte, weil die Aerzte dringend empfohlen hatten, dem Kranken jeden Aerger und Verdruß zu ersparen, den Gehirnleiden ihres Sohnes zugeschrieben. Erst als Wilhelm außer Gefahr war, hatte sie Marien aus dem Kloster zu sich genommen, weil sie hoffte, die Gesellschaft einer geliebten Schwester werde die Melancholie des jungen Mannes verscheuchen. Nach einigen Tagen war aber Wilhelm noch reizbarer, noch niedergeschlagener, noch verstimmter und launenhafter, und man hatte sich endlich vorgenommen ihn nach Marseille zu Sir Arthur zu senden, der nach Italien reisen wollte, und der in den liebevollsten und theilnehmendsten Briefen sich erbot, seinen jungen Freund zu zerstreuen und zu beaufsichtigen. Marsillat

hattte Wilhelm bis Marseille begleiten wollen und Wilhelm diesmal das Anerbieten mit einer Bereitwilligkeit angenommen, die man für das erste Zeichen einer glücklichen körperlichen und geistigen Genesung ansah.

Von Marseille aus war Marsillat nach Gueret gegangen, wo er einige Jahre als Advokat bleiben wollte, um einen seinen Talenten entsprechenderen Wirkungskreis zu finden als in Boussac, wo er seine Laufbahn begonnen hatte. Er kam indeß häufig nach Boussac, um seine Familie und seine Jugendfreunde zu besuchen und seine Besitzungen zu besichtigen. Jedesmal fand er sich auch fleißig in dem Schlosse von Boussac ein. Er war der gefällige und uneigennützige Rathgeber der Familie, leitete sie geschickt durch ihre Geldverlegenheiten und hatte sich unentbehrlich gemacht, weshalb ihm auch die Frau vom Hause seinen Mangel an Achtung gegen Thron und Altar verzieh, denen sich die Dame aus dem Kaiserreiche eigentlich auch nur der Form und ihres Namens wegen anschloß.

Die Frau von Boussac nahm also den liberalen und voltaire'schen Advokaten sehr freundlich auf und Marie, die ihrer Mutter gern gefällig war, empfing ihn mit heiterer Anmuth, obwohl sie recht gut fühlte, daß ihre Gemüthlichkeit durch die Ironie Marsillats verletzt werden würde und nicht so viel Vertrauen zu ihm hatte, um sich in ein ernstes Gespräch über irgend einen Gegenstand mit ihm einzulassen. Marie war in ihrem Herzen auf der Hut gegen diesen Mann, den auch ihr Bruder nicht zu lieben schien und dessen Unglauben sie kannte, wenn sie auch nicht wußte, daß er sittenlos war. Man drückte im Schlosse darüber die Augen zu und übrigens spricht man vor jungen Mädchen das Wort „Wüstling" nicht aus.

„Madame," sagte Marsillat zu der Frau vom Hause,

„ich kündige Ihnen einen Besuch an. Ich begegnete unten einem großen Wagen mit ernsten Personen, die ich nicht kenne, die mich aber mehrmals fragten, ob Sie zu Hause wären."

„Ein großer Wagen! Ernste Personen!" wiederholte die Frau von Charmois, indem sie rasch den Anzug ihrer Tochter musterte.

„Die Sie nicht kennen?" setzte die Frau von Boussac hinzu. „Das ist das Merkwürdigste dabei, denn Sie kennen doch alle Leute in der Umgegend, Herr Marsillat."

„Errathen Sie denn nicht, daß es ein Aprilscherz ist, Mutter?" fiel lächelnd Fräulein von Boussac ein.

„Ich, Fräulein Marie," entgegnete Marsillat, „ich würde mir Ihnen gegenüber niemals das erlauben, was Sie sich in diesem Augenblicke mir gegenüber erlauben, wie ich mit Vergnügen bemerke."

„Wie so?"

„Erlauben Sie mir, diese Dame zu begrüßen," fuhr Marsillat fort, welcher den gebräunten Nacken Claudies unter dem rebellischen Haar erkannte.

Und er trat zu der Mädchengruppe und verbeugte sich mit komischem Ernste tief vor Claudie, ohne ihr aber in das Gesicht zu sehen, denn seine ganze Aufmerksamkeit wurde durch die Schönheit Johannas und deren ungezwungene edele und ruhige Haltung in Anspruch genommen.

„Wie konnten Sie mich so geschwind erkennen, da mich doch Cadet gar nicht erkannt hat?" fragte Claudie, indem sie aufstand und sich mit dem Fächer derb auf die Brust schlug.

„Wie graziös sie den Fächer führt!" fuhr der immer spottende Marsillat fort, indem er fortwährend Johanna von

der Seite ansah; „man könnte sie für eine schöne Spanierin halten."

„Sind das Anzüglichkeiten, die Sie mir da sagen?" fragte Claudie, welche dieses ironische Compliment nicht verstand.

Während man so heiter und witzig an dem Arbeitstische sprach, erkannte Frau von Charmois, welche ihre Lorgnette auf Marsillat gerichtet und die Frau von Boussac bereits eilig über den Namen, die Stellung und das Vermögen des Advokaten befragt hatte, mit den Luchsaugen einer geborenen Polizeipräfectin, daß der genannte Advokat die dicke Elvire nur flüchtig angeblickt, dann aber gar nicht auf dieselbe geachtet hatte und während er mit Marie und Claudie sprach, die Augen von der schönen Johanna nicht abwendete. „Liebe Freundin," sagte sie deshalb zu der Frau von Boussac, „es ist Zeit, den Scherz zu beendigen; Sie bekommen Besuch. Ich hörte bereits einen Reisewagen in den Hof rollen."

„Nein, es war ein Wagen, der vom Felde zurückkam."

„Gleichviel; schicken Sie immer die Dienstmädchen fort, ich bitte darum. Ein Besuch, der in diesem Augenblicke ankäme, würde mich in große Verlegenheit bringen. Und dann," setzte sie ganz leise hinzu, „haben Sie eine zu schöne Magd; sie stellt unsere Töchter in den Schatten. Ich begreife nicht, daß Sie diese Johanna behalten, da Sie eine heirathsfähige Tochter haben. Sie scheinen sich darauf nicht zu verstehen und ich werde Ihnen mit meinem Rathe zur Hand gehen müssen, wenn Sie Marien anständig verheirathen wollen. Lachen Sie nur! Ich werde diese verkleideten Fräuleins in den Hühnerhof schicken, in den sie gehören."

Die dicke Charmois stand auf, aber ehe sie noch einen Schritt gethan hatte, stürzte Cadet, athemlos und feuerroth

im Gesicht in das Zimmer und schrie und lachte, daß er sich die Kinnlade hätte verrenken können.

„Madame! Sie sind da! Sie sind da, Madame! Sie sind's wahrhaftig!"

„Mein Sohn!" rief die Frau von Boussac aus, die mit der Mutterliebe die Wahrheit sofort errieth. Dann eilte Sie mit Marie nach der Thüre und plötzlich sank Wilhelm, indem er Cadet bei Seite schob, der den Kopf ganz verloren hatte und der Freude der Andern sich in den Weg stellte, in die Arme seiner Mutter und Schwester. Sir Arthur folgte ihm und wartete mit still zufriedener Miene auf seinen Antheil der Liebe und Umarmungen der Familie.

Zwölftes Kapitel.

Ein excentrischer Engländer.

„Ich hoffe Ihnen Wort gehalten zu haben," sagte Sir Arthur zu den Damen von Boussac, nachdem die erste ungestüme Freude vorüber war. „Ich bringe ihn Ihnen so blühend, so liebenswürdig und kräftiger als vor seiner Krankheit zurück."

Wilhelm war wirklich ein ganz schöner junger Mann geworden. Er hatte früh etwas Toilette gemacht, um vor seiner Mutter so vortheilhaft als möglich zu erscheinen und die Freude derselben zu erhöhen. Aus seinen Augen glänzte das reine Glück, das man empfindet, wenn man nach langer Abwesenheit wieder in dem Schooße seiner Familie erscheint.

Er hörte gar nicht auf, seine Mutter zu umarmen, die Hand seiner Schwester zu küssen und Sir Arthur in seine Arme zu schließen, den er ihnen als seinen Retter, seinen besten Freund, seinen eigentlichen Arzt vorstellte; ja er begrüßte sogar Marsillat sehr freundschaftlich und schien seine frühere Abneigung gegen denselben abgeschworen oder wenigstens vergessen zu haben. Als er der Frau und dem Fräulein von Charmois vorgestellt wurde, fand er sehr schmeichelhafte Worte, um seiner Mutter und Schwester wegen der Ankunft dieser Damen Glück zu wünschen. Kurz Alle fanden ihn liebenswürdig und die dicke Unterpräfectin hätte ihn sogar etwas weniger hübsch gewünscht, weil die Schönheit ihrer Meinung nach die jungen Männer in der Wahl einer Frau, in Bezug auf das Vermögen, schwieriger macht.

Den Engländer musterte sie durch die Lorgnette besonders streng, und da sie nicht müde wurde, die noble Haltung und das schöne Gesicht desselben zu bewundern, so dachte sie anfangs weniger daran, ihn zu ihrem Schwiegersohne zu erhalten, als sie bedauerte, daß sie nicht selbst zwanzig Jahre jünger sei.

Johanna und Claudie waren in ihrem Winkel stehen geblieben und dachten gar nicht mehr an ihre Verkleidung. Die eine war durch den Anblick der so geputzten schönen Herren geblendet, die andere durch die Freude ihrer Pathe und namentlich ihrer jungen Herrin gerührt. Sie dachte weder daran sich zu zeigen, noch sich zu verbergen, denn sie hatte sich selbst, nach ihrer Gewohnheit, ganz vergessen. „Wie drollig der große Herr spricht!" sagte Claudie, als sie den bedeutend englischen Accent Sir Arthurs hörte. — „Siehst Du denn nicht, daß er Englisch spricht!" antwortete ihr mit weiser Miene Cadet, der zu ihr getreten war

„Das ist also Englisch?“ fragte Claudie. „Das kann nicht schwer sein; man versteht es ja gleich.“

„Der Herr ist ein Engländer?“ fragte ihrerseits Johanna, welche den seit vier Jahrhunderten in dem Herzen der französischen Landleute eingewurzelten Haß gegen die Söhne Albions im Herzen trug und sich wunderte, daß Sir Arthur mehr wie ein Christ denn wie der Gottseibeiuns aussah.

„Fräulein Marie,“ sagte Marsillat, „ich bitte Sie demüthig um Verzeihung wegen des Aprilscherzes, den ich mir erlaubte, als ich Ihnen unbekannte ernsthafte Leute ankündigte.“

„O ich verzeihe Ihnen von Herzen,“ antwortete das Mädchen; „aber ich bewundere Ihre Schlauheit.. Sie können mit einer Ruhe lügen..“

„Sie müssen Herrn Arthur anklagen, der mir so dringend empfohlen hat, auf der Hut zu sein! Es lag ihm gar zu viel daran, Sie zu überraschen.“

„Ja, Miß Marie,“ entgegnete Sir Arthur mit seiner stillen Behaglichkeit und in seinem langsamen Tone; „ich war bös gegen Sie, seit Sie an einem ersten April als kleines Mädchen in Ihrem Kloster tausend allerliebste Mährchen erzählten und bei jedem Worte lachten, so daß ich Ihnen nichts glauben konnte. Jetzt ist die Reihe an mir, Sie zu mystifiziren.“

„Sind Sie Ihrer Sache so gewiß, Sir Arthur,“ sagte Marsillat, indem er dem Fräulein von Boussac zublinzelte, „daß Fräulein Marie Sie nicht mehr in den April schicken könnte?“

„Das ist nicht möglich,“ antwortete der Engländer. „Ich glaube ihr nichts mehr.“

In diesem Augenblicke trat Wilhelm wieder zu seiner

Schwester und sah Claudie an, ohne sie zu erkennen. Sie war lange nach seiner Abreise nach Italien in das Schloß gekommen und er hatte Sie nur einen Tag in seinem Leben gesehen, jenen Tag, den er in Toull=Sainte=Croix zubrachte. Die Verkleidung leitete seine Erinnerung vollends irre und er achtete weiter nicht auf das Mädchen, als daß er bei sich dachte: „ich habe schon einmal, ohne zu wissen wo, ein Gesicht gesehn, das diesem glich." Sobald er aber Johanna erblickt hatte, fand er sie so schön und für ihre neue Tracht so ganz geeignet, daß es ihm nicht in den Sinn kam, sie erscheine zum erstenmal in derselben. Er glaubte, seine Mutter habe den Charakter ihrer Pathe erkannt, sie über den niedern Magdstand emporgehoben und sie zu einer Gesellschafterin gemacht. Ob er sich gleich darüber freute, so überkam ihn doch auch eine gewisse Angst und Furcht.

Er hatte sich vorgenommen, Johanna mit den Gefühlen väterlichen Schutzes wiederzusehen und als er sie auf seinem Wege weder im Hofe, noch auf der Treppe des Schlosses fand, sich gefragt, ob wohl seine Mutter, welche noch immer bisweilen heftige Zornanfälle hatte, die Johanna wieder zu ihren Schafen in die Berge zurückgeschickt habe. Und nun sah er sie in dem Gesellschaftszimmer in der Kleidung einer Städterin! Ohne Zweifel hatte man ihr auch Unterricht geben lassen und er erwartete eine vollkommen correcte Sprache von ihr zu hören. Ihr edeles Gesicht, ihre züchtige und würdevolle Haltung entsprachen diesen Erwartungen vollkommen. Er trat also zu ihr, nahm sie an der Hand und wollte mit ihr sprechen, aber er zitterte, erblaßte und stotterte. Diese Hand war so weich und weiß geworden, durch den dünnen Muslinärmel erblickte er einen so schönen Arm, daß er nicht wußte, was er that und die Hand Johannas an seine Lippen zog. Das arme Mädchen, dem die Thränen in den Augen standen,

hielt die Verlegenheit ihres Pathen für Kälte und jene ehrfurchtsvolle und ungewöhnliche Liebkosung für einen Spott, den ihr die Verkleidung zuziehe, wie die tiefen Verbeugungen, welche Marsillat vor Claudien gemacht hatte. Sie entschlüpfte deshalb rasch mit Claudie, um ihren gewöhnlichen Anzug wieder anzulegen und für das Abendessen ihres Pathen zu sorgen.

Ihre Schönheit, ihr züchtiges Wesen und ihre natürliche Anmuth hatten einen tiefen Eindruck auf Sir Arthur gemacht; aber ob er gleich ein gutes Gedächtniß besaß, konnte er sich doch nicht erklären, warum es ihm sei, als habe er dieses Engelgesicht schon einmal im Leben gesehen. Hatte er es im Traume erblickt? War es das Ideal seiner Phantasie? Glich es vielleicht einer jener Madonnen, die er mit schwärmerischer Liebe in Florenz und Rom betrachtet hatte?

„Wer ist die junge Miß?" fragte er Marsillat.

„Die englische Gouvernante des Fräulein von Charmois," antwortete Marsillat laut und keck mit einem Blicke auf Marien, „Miß Jane; die andere ist Miß Claudie, die Gouvernante des Fräuleins Marie."

„Miß Jane! Gouvernante!" wiederholte Sir Arthur verwundert.

„Nun, Sir Arthur," fiel Marie lächelnd ein, „fürchten Sie noch immer in den April geschickt zu werden? Wahrhaftig, man kann nicht mehr „guten Tag" zu Ihnen sagen, ohne daß Sie irgend eine Schelmerei dahinter vermuthen."

Sir Arthur hatte bereits mit unbegrenztem Vertrauen angebissen und er freute sich schon im Voraus, während des Abendessens endlich in aller Gemächlichkeit Englisch sprechen zu können.

Es wurde schnell servirt. Die beiden Reisenden waren hungerig und Sir Arthur blieb trotz den Bitten und Vor-

würfen der Familie, unerschütterlich bei seinem Vorsatze, gleich nachher weiter zu reisen. Es riefen ihn dringende und unaufschiebbare Angelegenheiten nach Orleans, wo er Grundstücke besaß. Er hatte dem Postillon verboten, die Pferde abzuspannen, versprach aber mit seinem Ehrenworte, nach acht Tagen wiederzukommen.

Um den Tisch her, auf welchem gedeckt war, beschäftigten sich Claudie und Cadet, welche den letztern stieß, halb laut ausschalt, ihn anstellte und mit Blicken und Geberden verspottete. Claudie fiel dem Engländer in der ländlichen Tracht nicht mehr auf als in der Kleidung, in welcher er sie kurz vorher gesehen hatte. Er achtete nicht weiter auf sie, als daß er, nach der ihm eigenthümlichen Artigkeit, jedesmal „ich danke" sagte, wenn er sah, daß eine weibliche Hand, statt der dicken braunen und schwieligen Faust des phlegmatischen Cadet, seinen Teller wechselte.

Wilhelm erkannte endlich Claudie und erinnerte sich auch, daß man ihm in der Nachschrift eines Briefes gemeldet hatte, man habe sie in das Schloß genommen. „Claudie ist also eben verkleidet gewesen?" fragte er Marien, die neben ihm saß.

„Allerdings," antwortete sie. „Wir hielten unsern Mummenschanz, ohne zu ahnen, daß wir diesen Tag zu glücklich sein würden, um eine selbstgeschaffene Unterhaltung zu brauchen."

„Johanna war also wohl auch verkleidet?"

„Ja wohl. Hast Du sie nicht erkannt?

„Nicht so recht," antwortete Wilhelm in Gedanken.

„Nun ja, Du küßtest ihr ja auch ganz ceremoniell die Hand! Wir glaubten, Du thätest es nur, um Sir Arthur irre führen zu helfen."

„Daran habe ich nicht gedacht," entgegnete Wilhelm.

„Du bist also noch immer so zerstreut wie sonst?"

Während dieses leise geführten Gesprächs hatte die Frau von Charmois Sir Arthur auf das Kapitel vom Heirathen gebracht.

„Es ist schon lange her, seit ich die Ehre hatte, Sie in Paris bei Frau von Boussac, Frau von Brosse und Frau von Clairvaux zu sehen,“ sagte sie zu ihm. „Damals waren Sie nicht verheirathet; Sie wußten noch nicht, ob Sie sich in Frankreich ankaufen oder nach England zurückkehren würden. Es war kurz nach der Rückkehr unserer geliebten Königsfamilie und wir betrachteten Sie auch als Einen unserer Befreier, ob Sie gleich nicht Soldat waren. Jetzt sind Sie, glaube ich, verheirathet — oder sind Sie Wittwer? Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich irre.“

Marsillat zuckte unwillkührlich die Achseln bei dem Worte „Befreier“, das der Engländer sehr ruhig und kalt hinnahm. Frau von Boussac, welche das Manöver ihrer Freundin über die angebliche Verheirathung Sir Arthurs bemerkte, stieß sie mit dem Knie, um ihr zu verstehen zu geben, daß Sie ihre Sache ungeschickt anfange, aber die Charmois ließ sich nicht irre machen, denn sie hielt alle Mittel, die zu ihrem Zwecke führten, für gut.

„Sie sind also noch immer ledig?“ fuhr sie fort, als ihr der Engländer bemerklich gemacht hatte, daß sein unstätes Leben, das er seit drei Jahren geführt, mit der Ehe sich nicht wohl vertragen dürfte.

„Aber, Sir Arthur, bedenken Sie, daß es Zeit wird. Sie stehen zwar noch in der Blüte der Jahre, aber wer einmal über die dreißig hinweg ist, fängt an, ein alter Junggesell zu werden.“

„Sie haben Recht, Madame,“ antwortete Harley; „man wird Egoist, nimmt Eigenheiten an und eignet sich alle Tage weniger dazu, eine Frau glücklich zu machen. Ich

bin deshalb auch entschlossen, je eher desto lieber zu heirathen."

„Das freut mich. Von einem Manne, der nicht heirathet, habe ich immer nicht viel gehalten. Und Sie haben wohl auch schon Ihre Wahl getroffen?"

„Das so eigentlich noch nicht."

„Sie schwanken also noch?"

„Ich schwanke noch sehr," antwortete der Engländer in sehr bestimmtem Tone.

„Ich verstehe.. Sie wissen noch nicht gewiß, ob Sie verliebt sind."

„Ich bin nicht verliebt," sagte der Engländer, „aber ich könnte es wohl werden." Und er sah sich in dem Zimmer um, als suche er Jemanden.

„Er ist ganz naiv und aufrichtig," dachte die dicke Charmois, „und man hat seine wahre Freude daran, ihn etwas auszufragen. Sie sehen sich wohl um," sagte sie leiser, während die jungen Leute von etwas andern unter einander sprachen, „ob eine Person da ist, welche sie an den Gegenstand Ihrer Gedanken erinnert?"

„Meine Gedanken sind noch nicht Erinnerungen, Madame," antwortete der Engländer lächelnd.

„Will er mir die Cour machen?" fragte sich die Unterpräfectin. „Schade, daß ich nicht heirathen kann! Und die Elvire drückt gerade jetzt zimperlich den Mund zusammen, statt daß sie ihre hübschen Zähne zeigen sollte! Wie albern doch die Mädchen sind! Gewiß, Herr Harley," fuhr sie mit einer schmerzlichen Erinnerung an ihr geringes Vermögen fort, „verlangen Sie sehr viel?"

„Sehr viel, Madame."

„Ja, Sie sind wie alle reichen Leute in unserer Zeit; wollen Sie noch reicher werden?"

„O, ich verlange weit mehr.“

„Wahrscheinlich einen großen Namen?“

„Nein, sondern einen schönen Namen, der sich gut aussprechen läßt.“

„Sie scherzen; aber ich rathe Ihnen, wählen Sie ein Mädchen von gutem Herkommen. Sie selbst sind aus einer angesehenen, aber nicht berühmten Familie; wenn Sie in Frankreich auf einem gewissen Fuße leben wollen, müssen Sie sich mit einer Familie verbinden, deren Namen, wenn auch nicht zu den ersten gehört, — denn eine Montmorency bekommen Sie doch nicht —, doch wenigstens..“

„Ich verlange noch weit mehr als das, Madame,“ fiel der Engländer ganz gelassen ein.

„Mein Gott, was können Sie noch verlangen? Sind Sie so unermeßlich reich?“

„Ich bin ein ehrlicher Mann und will von meiner Frau geliebt und geachtet werden. Das verlange ich.“

„Ach, Sie sind sehr liebenswürdig! Und wie geistreich! Man sagt immer, nur die Franzosen besäßen Geist, aber Sie haben so viel, daß Sie davon abgeben könnten.“

„Sie sind zu gütig, Madame.“

„Nein, Sie sind sehr gut und ich bin überzeugt, daß Sie der liebenswürdigste und vortrefflichste Ehemann auf der Welt werden. Heirathen Sie ja! Sie wollen nur geliebt werden? Sie verdienen es zu sehr, als daß nicht eine Frau, die Ihrer würdig ist, leicht zu finden sein sollte.“

„Das ist doch schwieriger als Sie glauben, Madame. Eine Frau, die geliebt zu werden verdient und treu und ehrlich lieben kann, ist in Frankreich, wo die Frauen so geistreich sind, sehr selten.“

„O, Sie irren sich! Ich kenne manche, die sich mehr durch ihr Herz als durch ihren Geist auszeichnen. Das

will ich Ihnen beweisen, wenn Sie nach acht Tagen wieder kommen."

„Nach acht Tagen! Das ist sehr lange," antwortete der Engländer mit großer Ruhe.

„Haben Sie so große Eile? Die italienische Reise scheint Sie nicht sehr befriediget zu haben und Sie gedenken sich bei uns wohler zu befinden. Acht Tage werden Sie doch wohl noch warten können. Ich bin eine Frau, deren Rath nicht zu verachten ist; ich kenne das menschliche Herz und interessire mich für Sie, wahrhaftig! als wären Sie mein Sohn."

„Sie sind sehr gütig," wiederholte der Engländer mit ironischem Lächeln.

Man war bei dem Dessert, welches Johanna zu besorgen hatte. Sie erschien mit Körbchen voll Aepfel, Birnen und Trauben, die vortrefflich erhalten und künstlich in Moos gelegt waren. Sie war jetzt wieder als Bauermädchen gekleidet, aber sehr nett und reinlich, hatte die Aermel bis an den Elnbogen zurückgeschoben, um sich freier bewegen zu können, und streckte ihre schönen weißen Arme aus, um einen großen Rahmkäse, den sie schnell bereitet hatte, in die Mitte der Tafel zu setzen. Ihr Gesicht war lebhaft gefärbt und sie neigte sich bei ihrer Arbeit auf der Tafel ohne Arg und ohne Ziererei bald zu Wilhelm, bald zu dem Engländer, dagegen bemerkte Wilhelm, daß sie es vermied, sich Marsillat zu nähern, ob er gleich unbemerkt seinen Stuhl von dem Elvirens abgerückt hatte, um der schönen Dienerin einen Weg neben sich frei zu machen. Wilhelm zog nur mit Mühe die Augen von ihr ab und sprach mit seiner Schwester von allem, was seine Aufmerksamkeit ablenken konnte. Aber Johanna sollte nun einmal diesen Abend unwillkührlich Aufmerksamkeit erregen.

Sobald sie wieder hinausgegangen war, brach Sir Arthur, den die Unterhaltung mit der Charmois über das Heirathen langweilte, das Gespräch ab und sagte lächelnd zu dem Fräulein von Boussac:

„Fräulein Marie, Sie glauben mich in den April geschickt zu haben, aber Sie irren sich."

Marie hatte das Mährchen von der englischen Gouvernante bereits wieder vergessen und sah Sir Arthur verwundert an.

„Miß Jane ist sehr hübsch verkleidet," fuhr der Engländer fort, „Sie sieht aber so und so schön aus und ich ließ mich keinen Augenblick täuschen."

„Ich bitte um Verzeihung," sagte Marie; „Sie haben unser schönes Milchmädchen für eine englische Gouvernante gehalten und Gott weiß es, daß ich Sie nicht in den April schicken wollte. Herr Marsillat hat das Mährchen erfunden."

„Sie spielen sehr gut Comödie," entgegnete der Engländer, der nun einmal Johanna für eine verkleidete Miß halten wollte.

„Das ist zu stark!" riefen die beiden Mädchen laut lachend aus. „Er glaubt gewiß jetzt, das wir ihn täuschen."

„Gute Comödie!" wiederholte Sir Arthur, der seiner Seits von Herzen lachte.

Es ließ sich durchaus nicht genau ermitteln, was der mystifizirte Engländer eigentlich dachte; nur so viel war gewiß, daß er trotz seiner Vorurtheilsfreiheit an so viel Majestät bei einem Milchmädchen nicht glauben wollte und daß er bei seinem ersten Eindrucke, bei seiner sympathischen Bewunderung für die schöne Landsmännin blieb, die man ihm in weißem Kleide und mit englischen goldnen Locken gezeigt hatte. „Sie ist wirklich das schönste Mädchen in der Welt," sagte er zu Marsillat, der ihn nach Tische aus

Scherz fragte, „denn sie sieht im Häubchen wo möglich noch schöner aus als im bloßen Kopfe.“ Sobald der Engländer seine sechs Tassen Thee getrunken hatte, die ihm Marie mit aller Sorgfalt bereitete und mit der Anmuth einer guten Schwester einschenkte, aus Erkenntlichkeit für die Pflege, welche er ihrem Bruder gewidmet hatte, ließ er dem Postillon melden, sich bereit zu halten, widerstand neuen Bitten, wiederholte sein Versprechen, nach acht Tagen wieder zu kommen und reisete ab, nachdem er seinen lieben Wilhelm, den er als Adoptivsohn betrachtete, an sein Herz gedrückt hatte. In dem Augenblicke, als er in den Wagen stieg, sagte die dicke Charmois, die ihn mit der ganzen Familie begleitet hatte, halblaut zu ihm: „nun Sie haben versprochen, mich zu Rathe zu ziehen. Thun Sie in Ihrem großen Unternehmen nichts, ohne mir es anzuzeigen. Ich kenne alle Leute und bin mehr als irgend Jemand im Stande, Ihnen Auskunft zu geben und Sie vor Fallstricken zu warnen.“

„Beunruhigen Sie sich nicht, Madame,“ antwortete Sir Arthur etwas spöttisch, indem er sich in seinen Reiserock hüllte, den er methodisch auf der Brust zuknöpfte; „nach acht Tagen wollen wir darüber sprechen; vielleicht schreibe ich Ihnen aber auch noch vor den acht Tagen, denn ich bin ein Mann, der sich nicht lange bedenkt.“

Diese letzten Worte ließen in dem Herzen der dicken Charmois die lieblichsten Träume von der Verheirathung ihrer Tochter zurück; sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen. — Er will mir noch vor acht Tagen schreiben! wiederholte sie, als sie ihren Kopf voll Pläne auf dem Kissen hin und her warf. An mich will er schreiben und nicht an die Frau von Boussac! Meine Tochter hat er also im Sinne! Ja, ja, er hat sie angesehen, viel angesehen. Jedesmal, wenn ich ihm das Heirathen anempfahl, sah er Elviren

ganz sonderbar an. Er hat ein so drolliges Gesicht! Man weiß nie, ob er scherzt oder im Ernste spricht. Er ist ein Sonderling. Ich habe ihm gefallen. Und wie viele Männer entscheiden sich für ein junges Mädchen nur weil sie durch den Geist der Mutter gewonnen wurden! Uebrigens kann sich auch Marie mit meiner Elvire nicht vergleichen. Marie hat wohl schöne Augen, aber sie ist so hager! Sie sieht wie ein Kind aus und wenn ein Mann sie ansieht, denkt er gewiß nicht ans Heirathen.

Was aber wurde aus den lieblichen Träumen der Unterpräfectin von Boussac, als sie bereits am nächsten Tage folgendes Briefchen erhielt!

„Madame,

„In meiner Ungeduld, Ihrem guten Rathe zu folgen „und mich nach meinem Geschmacke zu verheirathen, bitte „ich Sie, meine Fürsprecherin bei Miß Jane, der englischen „Gouvernante Ihrer Tochter, zu sein, und derselben demüthig „die Hand, den Namen und das Vermögen eines ehrlichen Man„nes anzubieten, der sie außerordentlich liebt. Ich bin mit „großer Achtung ꝛc.

„Arthur Harley."

Dreizehntes Kapitel.

Bruder und Schwester.

Diese plötzliche und seltsame Erklärung war ein Donnerschlag für die Frau von Charmois. Sie schloß sich sogleich mit der Frau von Boussac ein, welche die Sache gar nicht ernstlich nehmen wollte und der Meinung war, Sir Arthur habe damit der Frau, die ihn fortwährend mit ihrem Rathe belästigte, einen Streich gespielt. „Nein, nein!" rief die Charmois in Unwillen aus, „wenn er, wie Sie behaupten, ein Mann von Ehre ist, so scherzt er nicht. Nehmen Sie einmal an, es gebe wirklich eine Miß Jane, eine Gouvernante meiner Tochter; welche Freude, welcher Stolz wäre es für sie, wenn man ihr ankündigte, ein Millionär wolle sie heirathen! Und welche Schande, welcher Aerger, wenn man ihr dann sagte, man habe sie nur in den April geschickt! Nein, ein Mann von Erziehung wird sich eine solche Mystification nicht erlauben, nicht einmal gegen eine Aufwäscherin."

„Aber, liebe Freundin," fuhr die Frau von Boussac fort, „Harley ist nicht so dumm wie Sie glauben; er weiß recht gut, daß Johanna ein Dienstmädchen ist und nur in der sichern Erwartung, daß Sie sein Gesuch nicht ernstlich nehmen würden, hat er sich diesen Scherz erlaubt, um Sie dafür zu strafen, daß Sie ihm unsere Töchter an den Hals geworfen haben."

„Wenn das seine Absicht war, so soll er es bereuen!" rief die Frau von Charmois aus.

„Ich werde alles aufbieten, um ihn in meine Tochter verliebt zu machen und sie ihm dann — nicht geben. Vor der Hand aber, liebe Freundin, werden Sie mir den Gefallen thun und die Hanne fortschicken."

„Warum? Was hat das arme Kind verbrochen?"

„Sie ist eine Kokette!"

„Da irren Sie sich sehr. Kein Schein von Koketterie!"

„Meinetwegen auch! Aber sie ist schön, sie gefällt und beeinträchtiget unsere Töchter. Sie kann unmöglich hier bleiben."

Johanna war eine so treue und dem Hause so nützliche Dienerin, daß die Frau von Boussac sich mit großer Bestimmtheit und Festigkeit weigerte, sie fortzuschicken. „Ich will Dich schon dazu zwingen!" dachte die Frau von Charmois bei sich, während sie sich stellte, als gebe sie diesen Gedanken auf.

„Und was den Aprilscherz des Herrn Harley betrifft," sagte sie, indem sie dessen Brief zusammendrückte und in das Feuer warf, „so werde ich ihm keine Folge geben als diese. Sie schweigen hoffentlich auch davon."

„Um so lieber," antwortete die Frau von Boussac, „als es unser Freund nicht anders gemeint haben kann und darauf rechnet, daß Sie die Lection für sich behalten und keinem Menschen etwas davon sagen würden. Er soll gar nicht erfahren, daß ich etwas davon weiß."

„Und ich," setzte die Unterpräfectin hinzu, „werde thun, als hätte ich den impertinenten Brief gar nicht erhalten. Es mag heißen, er sei verloren gegangen und wenn Ihr Engländer mit mir davon sprechen will, werde ich mich stellen, als verstände ich ihn nicht."

Die Frau von Charmois wollte zu ihrem Manne gehen, der damit beschäftiget war, das Local seiner neuen Unterpräfectur einrichten zu lassen und dadurch, daß sie ihn jeden Augenblick und wegen jeder Kleinigkeit ausschalt, entledigte sie sich allmälig ihrer übeln Laune etwas.

Der Bote, der von Châtre aus, wo Harley angehalten und seine Briefe nach Boussac geschrieben, im Trabe die unerwartete Botschaft überbracht, hatte auch, nach erhaltener Weisung, mit Mlle. Jane zu sprechen verlangt und da er diesen Namen nicht eben englisch aussprach, derselbe auch auf dem Briefe, welchen er übergeben sollte, so ziemlich so aussah wie der französische Jeanne, so errieth Claudie, welche lesen lernte, und bereits sehr geläufig buchstabirte, sehr bald, für wen der Brief bestimmt sei.

„Er ist von dem englischen Herrn, der vorgestern bei uns war?" fragte sie den Boten.

„Seltsam! Er muß in dem Hause etwas vergessen oder verloren haben. Er würde aber besser gethan haben, wenn er an mich geschrieben hätte, da die Johanna die Buchstaben noch nicht kennt. Ist eine Antwort darauf?"

„Nein doch!" bemerkte Cadet scharfsinnig, „der Herr Engländer ist ja nach Paris weiter gereiset."

„Nun," sagte Claudie, indem sie den Brief in den Latz ihrer Schürze steckte, „ich werde ihn ihr geben, wenn sie mit ihren Kühen zurückkommt."

„Nein, nein, er muß sogleich abgegeben werden," antwortete der Bote; „der Herr Engländer hat gesagt, er müsse ihr selbst und gleich gegeben werden."

„So? da will ich gleich zu ihr gehen," sagte Claudie, welche den Zipfel ihrer Küchenschürze aufnahm und schnell nach der Wiese hin lief, wo Johanna an dem felsigen Flußufer ihre Kühe hütete. Kaum aber war sie bis an das

Ende des Gartens gekommen, als sie dem Fräulein von Boussac begegnete, die mit ihrem Bruder da auf und abging und der sie den Brief übergab, da sie gar zu gern wissen wollte, was er enthielt. Marie befriedigte aber diese ihre Neugierde nicht, sondern unternahm es, auf dem Spaziergange den Brief der Johanna selbst zu überbringen, und sagte, nachdem Claudie verdrießlich wieder fortgegangen war zu ihrem Bruder: „es ist wirklich Harleys Hand. Was kann er der Johanna zu schreiben haben?"

„Ich kann es nicht errathen," antwortete der junge Baron. „Kann Johanna lesen?"

„Nein," entgegnete Marie, indem sie den Brief erbrach, „zumal da er englisch geschrieben ist."

Die beiden jungen Leute verstanden diese Sprache, besonders Marie, und sie lasen:

„Meine werthe Miß Jane, ich bin seit einigen Mona- „ten entschlossen, mich zu verheirathen und da ich mir ein- „bilde, ein guter Phrenolog und Physiognom zu sein, so „bin ich stets Willens gewesen, der ersten starken Neigung „nachzugeben, die ein hübsches Gesicht in mir wecken würde. „Ich habe Sie nur wenige Augenblicke gesehen, aber aufmerk- „sam beobachtet, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß ich „mich in Ihnen nicht täusche, daß Ihr Gesicht der Widerschein „Ihrer Seele und diese Ihre Seele ein Muster der Vollkommen- „heit wie Ihr Gesicht ist. Ich fühlte es augenblicklich, daß ich „Sie liebte und daß ich Sie mein ganzes Leben hindurch lieben „werde, wenn Sie mir Gegenliebe schenken wollen. Erlau- „ben Sie mir, wenn ich Sie nach vierzehn Tagen wieder- „sehe, Ihnen eine aufrichtige, achtungsvolle Liebe, die sich „auf die höchste Verehrung und die innigste Bewunderung „gründet, zu Füßen zu legen. Bis dahin erkundigen Sie „sich über meine Umstände und meinen Charakter bei dem

„Herrn Wilhelm von Boussac und dessen Familie, damit, „wenn Ihr Herz frei ist, und Sie mich für würdig halten, „Ihr Gatte zu werden, Sie meine Bitte gewähren und mich „für Ihren ergebensten Diener und Freund halten können.

„Arthur Harley."

„Das scheint wirklich Ernst zu sein, nicht wahr?" fragte Marie ihren Bruder, der tief in Gedanken versunken war.

„Ja, Schwester, es ist Ernst, vollkommener Ernst," antwortete Wilhelm nach langem Schweigen. „Sir Arthur ist eines ungeziemenden und grausamen Scherzes unfähig. Niemals, nicht einmal im Scherze hat sein Mund eine Lüge ausgesprochen; niemals hat seine Feder eine Uebertreibung niedergeschrieben. Er ist verliebt oder fühlt wenigstens eine innige väterliche Zuneigung zu Johanna. Er will sie heirathen und er wird sie heirathen."

„Wilhelm, mir ist als träumte ich."

„Mir nicht. Ich finde dies alles bei Sir Arthur sehr natürlich. Es ist die Folge und Bestätigung Aller seiner Ideen, aller seiner Worte, aller seiner Pläne und seines ganzen Glaubens. Unsere albernen Vorurtheile kennt er nicht. Seine Seele ist über die Welt und deren Eitelkeiten erhaben und strebt nur nach dem Wahren. Er hängt allerdings an einigen excentrischen Systemen, die ihn gewissermaßen zu einem Sonderling machen, aber sie benehmen ihm weder den Verstand noch die Klugheit. Er rühmt sich nicht mit Unrecht, daß er in den Herzen lesen und nach dem Gesichtsausdrucke ein sicheres Urtheil fällen könne. Ich habe in diesem Punkte Dinge erfahren, die ans Wunderbare grenzten. Niemals bewunderte er die Schönheit eines Weibes, ohne auch zugleich mit bewundernswürdigem Scharfblicke ihre guten und schlechten Eigenschaften zu berücksichtigen und ich hörte ihn immer sagen: „das ist mein Ideal immer noch

nicht. Finde ich es eines Tages, so gebe nur der Himmel, daß es sein Glück von mir annehmen und dasselbe in meiner Liebe finden kann." Im Anfange lachte ich über diese Seltsamkeiten, die er in so ruhigem und überlegtem Tone sprach, daß man kaum daran glauben konnte. Allmälig aber erkannte ich in Harley einen ernsten Sinn, eine leidenschaftliche Seele, einen edelsinnigen und in seiner Festigkeit unerschütterlichen Charakter. Glaube mir, Marie, die Scherze der Leute werden auf Sir Arthur gar keinen Eindruck machen und er wird sich für den glücklichsten Menschen unter der Sonne halten, wenn Johanna ihm die Hand reicht."

„Ach, Wilhelm," erwiederte Marie von Boussac, „ich liebte Sir Arthur wie einen Bruder, wie einen wahrhaften Freund; jetzt bewundere ich ihn als einen Helden. Und er ist gewiß so klug als groß; das Beispiel, das er hier giebt, bestärkt mich in dem Glauben an die Offenbarungen des Gefühls. Johanna ist seiner würdig. Sie ist ein Engel, eine ganz ungewöhnliche Erscheinung, und wenn auch die Welt über diese Verbindung spottet, Gott wird sie segnen und die reinen, mitfühlenden Herzen werden sich darüber freuen. Denkst Du nicht auch so, lieber Wilhelm? Dieser Entschluß Deines Freundes scheint Dich niedergeschlagen und verstimmt zu haben."

„Ich bin allerdings in einige Besorgniß versetzt worden," antwortete Wilhelm. „Sir Arthur wird einen heftigen Kampf mit der Welt zu bestehen haben.. Freilich ist er unabhängig und hat keine Rücksicht auf eine Familie zu nehmen, keine Person zu schonen."

„Wenn er nur die Welt gegen sich hat, so wird er dieselbe leicht durch Mißachtung besiegen. Stehe Deinem Freunde nicht nach, Wilhelm, im Gegentheile rüste Dich, um mit ihm und für ihn zu kämpfen. Ich erkläre mich so-

fort zu seiner Bundesgenossin, zu seiner Vertheidigerin, und wenn man mich auch verhöhnt und verdammt, ich werde nicht Worte genug finden, seinen Schritt zu preisen und zu bewundern."

„Die gute romanhafte Marie! Du bist auch zu bewundern!" sagte Wilhelm, indem er die Schwester an sein Herz drückte. „Ach, wenn Du wüßtest, wie ganz Recht Dir mein Herz giebt!"

„Wenn ich romanhaft bin, so bist Du es auch, Wilhelm, und wenn ich Bewunderung verdiene, verdienst Du eben so große, lieber Bruder, denn ich sehe da sogar Thränen in Deinen Augen, die Du über die edele Kühnheit Sir Arthurs vergießest."

„Aber Johanna?" fragte Wilhelm mit gepreßter Stimme.

„Johanna? Zweifelst Du an der Wahl Sir Arthurs? Du versicherst ja selbst, daß er sich nie täusche. Ich behaupte jetzt dasselbe, denn Johanna ist ein Schatz. Du kennst sie nicht, Wilhelm; Du hast in ihr nur eine arme Waise gesehen, welche der Unterstützung bedurfte; Du bist ihr dankbar für die Pflege, die sie Dir in Deiner Krankheit angedeihen ließ, für die Nächte, die sie unermüdlich, sanft und ruhig wie ein Engel, an Deinem Bette verbrachte, kurz Du siehst in ihr nur eine treue, ergebene Dienerin. Ich kenne sie besser, ich allein; ich weiß, daß Johanna uns gleich ist, Wilhelm, ja, daß sie vor Gott vielleicht über uns steht. Niemand von uns besitzt ihre Geduld, ihre Festigkeit, ihren Glauben und ihre Selbstverläugnung. Wie oftmals hat sie mir aus reinen Gefühlsgründen und durch ihr natürliches Seelenlicht erhabene Wahrheiten offenbart, die ich bei meiner Lectüre nur dunkel geahnt hatte! Gewiß, Johanna ist ein seltenes Wesen. Ich verstehe mich darauf. Ich bin mit achtzig bis hundert jungen adeligen oder reichen Mädchen

erzogen worden, habe sie studirt, und ihre Eitelkeiten, ihre schlechten Neigungen, ihre Kleinlichkeiten kennen gelernt. Selbst unter den bessern befand sich keine, die durch ihren Rang oder ihr Geld nicht schon etwas verdorben gewesen wäre. Ja, Wilhelm, Du wirst mir glauben, denn was ich Dir sagen will, würde ich nie der Mutter zu sagen wagen, weil sie mich eine überspannte Närrin nennen würde: keine meiner Freundinnen im Kloster hat mir das Vertrauen und die Achtung eingeflößt wie Johanna, keine war mir so theuer, wie es mir dieses Bauermädchen ist, keine unserer Klosterfrauen kam mir so rein und so fromm vor. Johanna ist eine Christin aus der ersten Zeit, ein Mädchen, das lächelnd das Märtyrerthum erdulden und welche die Kirche heilig sprechen würde, wenn sie wüßte, wie sehr Gott ihr Herz mit seiner Gnade erfüllt hat."

„Marie, Du erschütterst mich tief und thust mir weh," antwortete Wilhelm, indem er sich auf eine Gartenbank setzte oder vielmehr auf dieselbe sank. „Mein Kopf ist noch immer bisweilen krank. Deine Exaltation geht auf mich über und regt mich zu gewaltig auf. Laß mich, laß mich etwas zu Athem kommen."

„Lieber Bruder, verzeihe mir," sagte Marie, indem sie seine Hände ergriff; „aber wir sind gleichsam zwei Sclaven, welche sich gegen die ungerechte und thörichte Welt auflehnen, die unsere Gedanken verdammen würde, wenn sie vor den Richterstuhl derselben kämen."

„Ach, Schwester, Du weißt nicht, welche Saiten meines Herzens Deine begeisterten Worte anschlagen!" rief Wilhelm schmerzlich aus, indem er die Hand Mariens küßte und in Thränen ausbrach.

Die große Aufregung Wilhelms überraschte seine junge Schwester, die noch exaltirter und romanhafter war als er

selbst, nur wenig; da sie aber wußte, daß solche heftige Gefühlsbewegungen ihm früher stets sehr nachtheilig gewesen waren, so suchte sie seine Aufmerksamkeit abzulenken.

„Was fangen wir mit dem Briefe an, Bruder?" fragte sie. „Wie übersetzen wir ihn der Johanna? Wie überreden wir sie, daß es ein ernstgemeinter Antrag ist?"

Wilhelm erwiederte, er finde es nicht für schicklich, dies zu unternehmen und Marie würde es besser ohne ihn thun können. „Du bist an die naive Sprache Hannchens gewöhnt," sagte er, „und würdest sie im Nothfalle selbst ebenso gut reden, um ihr um so verständlicher zu werden. Gehe also, liebe Marie, und theile ihr den Antrag Sir Arthurs mit. Wenn sie durch denselben auch nicht geblendet wird, ohne Rührung hört sie ihn gewiß nicht an." Dann versank Wilhelm wieder in seine Niedergeschlagenheit.

„Warte einmal, Bruder," entgegnete Marie. „Ich habe noch ein Bedenken. Glaubst Du, daß Sir Arthur sich durch die Verkleidung Johannas wirklich habe täuschen lassen? Hielt er sie für eine Magd aus der Marche oder für eine englische Gouvernante?"

„Allerdings," antwortete Wilhelm; „sein Schritt wäre im letztern Falle weit weniger auffallend und seltsam; eine Gouvernante muß man für ein gebildetes Mädchen halten; sie kann sogar von guter Familie sein. Wenn Harley Johanna für eine Miß Jane, für seine Landsmännin hält, so hat sogar die Vaterlandsliebe einen Antheil an seinem raschen Entschlusse."

„Ja, ja, das wäre ein ganz anderer Fall," meinte Marie; „er täuscht sich gegen unsern Willen. Er will es nicht glauben, er kann sich nicht überreden, daß die so schöne, so weiße, so noble, so ernste Person ein Bauermädchen sei, die ihn fast so wenig versteht, wenn er französisch spricht, als

wenn er englisch redet. Und dennoch würde er die Johanna vielleicht noch mehr lieben und bewundern, wenn er sie kennete, wenn er den Weg zu ihrem Herzen fände, wenn er das poetische Geheimniß ihrer Gedanken zu enthüllen vermöchte. Indeß er hat nun einmal nicht die ganze Seltsamkeit der Liebe, der er sich hingiebt, vorhergesehen und wir dürfen seine Absichten der Johanna nicht eher mittheilen, bis wir wissen, was er von ihr denkt, nachdem er sie, wie die Frau von Charmois sagen würde, unter ihren Kühen gesehen hat."

„Jetzt athme ich wieder auf, Marie," rief Wilhelm aus; „der Gedanke an diesen unglücklichen Entschluß lastete erstickend auf mir. Ich weiß nicht, warum er mich wie eine unsinnige Handlung erschreckte. Jetzt kommt mir die ganze Sache mehr spaßhaft als ernst vor. Der gute Arthur! welche vollkommene Mystification! Und wie wird er mit uns darüber lachen! Aber wir müssen davon schweigen, Marie, damit die Frau von Charmois, die, unter uns, ein unausstehliches Weib ist, ihre plumpe Elvire, der spottsüchtige Marsillat und mit ihnen die ganze Stadt Boussac nicht auf Kosten des edeln, ehrlichen Arthur lachen."

„Nicht einmal der Mutter dürfen wir etwas davon sagen, hörst Du, Wilhelm?" setzte Marie von Boussac hinzu. „Unsere Mutter ist aus übergroßer Güte schwach; sie ist eine Freundin jener Charmois und sie würde nicht umhin können, ihr das Abenteuer zu erzählen."

„Niemandem wollen wir etwas davon sagen, nicht einmal der Johanna."

„Der Johanna muß es vorzugsweise verschwiegen werden. Bei ihrem gesunden Verstande würde man allerdings sich, so wie ich sie kenne, der Gefahr nicht aussetzen ihr etwas in den Kopf zu setzen; sie glaubt sicherlich nicht daran;

aber sie würde doch Sir Arthur gegenüber in einer für sie und für ihn peinlichen Lage sein."

„Was also sagen wir ihr, um ihr die Ankunft eines Briefes des Herrn Engländers zu erklären; denn Claudie erzählt ihr gewiß davon."

„Wir brauchen ihr gar nichts zu sagen; sie ist nicht neugierig. Aber ehe es Aufsehen im Hause erregt, wollen wir der Johanna andeuten, daß es ein Scherz sei. Ich sehe sie dort unten auf der Wiese. Wir wollen zu ihr gehen."

„Ich gehe nicht mit," sagte Wilhelm; „ich bleibe lieber hier, denn ich wüßte nicht, was ich dem Mädchen sagen sollte."

„So will ich für uns Beide lügen," erwiederte Marie, die auf Johanna zuging, welche unter einem Baume an Ep-Nell, an ihre Mutter, an das hohe Haidekraut, in welchem sie ihre Ziegen weidete und an die guten Feen dachte, welche damals über sie wachten und die Wölfe und den bösen Geist der Quellen von ihr fern hielten.

„Johanna," sagte die junge freundliche Gebieterin zu ihr, indem sie vertraulich den Arm um sie schlang; „unser Freund Harley hat an Dich geschrieben, aber sein Brief ist ein Scherz, eine Folge des Aprilspaßes. Du wirst nichts davon verstehen; denn ich verstehe selbst nicht viel davon. Harley mag sich selbst näher darüber erklären, wenn er nach vierzehn Tagen wieder kommt."

„Es ist gut, Fräulein Marie," antwortete Johanna, indem sie die zarte Hand Mariens küßte, die auf ihrer Achsel ruhte. „Der Herr lacht gern! wie Sie bisweilen, — aber nicht oft. Ich freue mich auch, wenn ich sehe, daß Sie einmal lustig sind, mein liebes Fräulein."

„Du bist deshalb auf den Herrn Engländer nicht bös, utes Hannchen?"

„Ach nein. Warum sollte ich bös sein? Der Herr sieht nicht aus, wie ein schlechter Mensch, und übrigens hat er Ihren Bruder gepflegt und Sie lieben ihn."

„Nicht wahr, er sieht aus wie ein braver Mann?"

„Ja, ich glaube es; ich habe ihn nicht genau angesehen?"

„Schämtest Du Dich?"

„Ach nein, ich bin nicht so sehr verschämt. Ich weiß, daß ich nicht gut spreche und spreche, wie ich es kann."

„Hat der Engländer mit Dir gesprochen?"

„Ja, als ich den Rahm zu seinem Thee brachte, traf ich ihn in dem Vorzimmer; er wusch sich die Hände und sagte etwas zu mir, aber ich verstand ihn nicht."

„Er sprach wohl Englisch?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe kein Wort verstanden."

„Lachte er, als er mit Dir sprach?"

„Nein. Er sah aus, als halte er mich für eine Engländerin, wie Sie es ihm gesagt hatten."

„Lachtest Du?"

„Nein. Ich wollte nicht lachen, um Ihnen den Spaß nicht zu verderben."

„Und er sagte kein Wort Französisch zu Dir?"

„Nein, aber er nahm mir den Rahm ab, als wenn er nicht von mir bedient sein wollte, und zog meine Hand an seinen Mund. Das kam mir sehr drollig vor, aber ehe ich lachen konnte, trat Cadet herein.. Sie wissen ich lache nicht schnell. Der englische Herr ging geschwind in das Zimmer hinein."

„Du hattest Deine gewöhnliche Kleidung an?"

„Ja; es war nach dem Abendessen."

„Wundertest Du Dich nicht über alles das?"

„Nein, es war ja so unter uns verabredet."

„Beleidigte Dich dieser Handkuß?"

„Ach, ich sah es wohl, daß der Herr mich nicht beleidigen wollte; es geschah zum Spaße.“

„Gesteh es nur, Hannchen, es hat Dir doch Freude gemacht.“

„Ach, liebes Fräulein, Sie haben mich zum Besten. Welche Freude hätte es mir denn machen sollen? Ich kenne ja den Herrn nicht.“

„Mein Bruder küßte Dir, als er ankam, auch die Hand, nicht wahr?“

„Ja, auch zum Spaße.“

„Aber von ihm that Dir's weh; ich sah Dir's im Gesicht an.“

„Ja, Fräulein, Sie haben Recht.. Ich freute mich so, meinen Pathen so gesund und wohl wieder zu sehen! Ich hätte ihn umarmen mögen! und da hielt er mich mit einemmale zum Besten. Das that mir weh. Aber gleich nachher dachte ich bei mir, ich sei doch recht dumm gewesen, daß mir's weh gethan. Ich sehe ihn doch lieber lachen, als so traurig und krank, wie damals, als er fortreisete.“

„Liebes Hannchen, ich glaube nicht, daß Wilhelm Dich zum Besten haben wollte. Du hast ja gesehen, daß er auch mir die Hand küßte, und mich wird er doch nicht zum Besten gehabt haben!“

„Ach, bei Ihnen ist es etwas anderes; Sie sind seine Schwester; ich bin nur seine Pathe und ich habe ihm Achtung zu erzeigen.“

„Er ist Dir auch Achtung schuldig und er achtet Dich auch.“

„Warum, Fräulein?“

„Weil Du auch seine Schwester bist, seine Milchschwester und seine Herzensfreundin fast ebenso wie ich. Er ist gewiß nicht undankbar und wird Dir's nie vergessen, wie

Du ihn in seiner Krankheit gepflegt hast. Ich war nicht da, als es am schlimmsten mit ihm stand, und ich wußte nichts davon. Man verheimlichte mir die Gefahr meines Bruders und Du warst also damals seine wirkliche Schwester. Meine Mutter hat es hundertmal gesagt, daß Wilhelm gestorben wäre, wenn er Dich nicht gehabt hätte, denn meine arme Mutter und Alle im Hause hatten den Kopf verloren. Du allein hieltst aus, verhindertest Wilhelm, aus dem Bette zu springen, als er rasete, und erlangtest durch sanfte Worte von ihm, was andre nicht durch Gewalt erhielten; Du knietest vor ihm nieder, um ihn zu beschwören, er möge doch ruhig bleiben und die Verordnungen des Arztes befolgen, schaltest ihn bisweilen aus wie ein kleines Kind und beruhigtest ihn durch Deine Bitten und Deine Sanftmuth. Ach, liebes Hannchen, ich verdanke Dir meinen Bruder, den ich so sehr liebe! Wie sollten wir, mein Bruder und ich, Dich nicht lieben wie eine Schwester?"

Wilhelm hatte nicht lange allein bleiben können. Es zog ihn unwiderstehlich fort; er kam näher, aber die beiden Mädchen hatten seine Tritte im Grase nicht gehört. Er stand hinter ihnen, als sie so von ihm sprachen und nur ein dicker Kastanienbaum, der ihn beschattete, trennte ihn von Johanna. „Ja, Hannchen, ja, Marie!" rief er aus, indem er plötzlich vortrat, „ihr seid meine beiden Schwestern, und manchmal bildet ihr in meinen Gedanken nur eine Person. Ach, Marie, wie danke ich Dir dafür, daß Du Hannchen alles sagtest, was ich ihr nie hätte sagen können und daß Du ihr durch so innige Freundschaft alles das vergiltst, was sie an mir gethan hat! Ich habe Dir nie so gedankt, Hannchen, wie ich es hätte thun sollen! Du warst ein Engel für mich; ich habe alles gesehen, alles verstanden, alles empfunden, ob ich gleich fast wahnsinnig war.

Ich habe es wohl gesehn, daß Du ganze Nächte lang an meinem Bette knietest! Ich erinnere mich, daß Du mich mehrmals in Deinen Armen aufgehoben und wie ein Kind getragen hast, um mir mein Lager zu ändern. Ich war abgemagert, erschöpft, und Du hast, immer stark und immer muthig, wohl dreißig Nächte ohne Schlaf verbracht und am Tage, auf einer Decke vor meinem Bette, kaum zwei Stunden geschlafen. Ach, wie beklagte ich es damals, daß ich mein Irrsein nicht überwinden konnte! Du wurdest nicht krank, obwohl Du erst Deine Mutter in einer langen und schmerzlichen Krankheit gepflegt hattest und dann wieder die meinige pflegtest, als sie nach mir aus Erschöpfung erkrankte. Gleichwohl habe ich Dir nie gedankt!"

„Doch, doch, Herr Pathe," antwortete Johanna mit Thränen in den Augen, „Sie haben mir viel mehr, zehnmal mehr gedankt, als ich es verdient habe."

„Nein, Hannchen, nein," rief der junge Mann begeistert aus; „ich weiß nicht, welche Verstimmung mich niederdrückte; ich konnte nicht sprechen, nicht weinen; ich war in anderer Weise als in meiner Krankheit nicht bei Sinnen. Wie oft während meiner Abwesenheit habe ich es mir zum Vorwurfe gemacht, daß ich Dir nie gesagt hatte, was ich Dir jetzt sage! Und nun bin ich seit drei Tagen hier und habe Dir immer noch nichts gesagt; ja, ich habe Dich kaum angesehen, — ich weiß selbst kaum warum. Vielleicht bin ich noch immer nicht recht bei Sinnen, Hannchen, und wenn meine Schwester nicht gewesen wäre, hätte ich mich vielleicht noch immer nicht entschließen können, Dir mein Herz auszuschütten. Aber ich bin nicht undankbar, glaube das nicht. Verzeihe mir und besonders glaube nicht, daß ich Dir bei meiner Ankunft die Hand zum Hohne küßte. Nein, Johanna; man würde, dann ebenso gut sagen können, ich sei

im Stande, meine Mutter und Marie zum Besten zu haben. Sage mir, gutes Hannchen, daß Du es nicht mehr glaubst, ich bitte Dich auf meinen Knieen darum."

Und Wilhelm, der bald erblaßte, bald hoch erröthete, sank auf die Kniee vor der erstaunten Johanna und bedeckte ihre Hände, die endlich den Rocken fallen ließen, mit Küssen. Anfangs konnte Johanna statt aller Antwort nur schluchzen.

„Ach, mein lieber, lieber Herr Pathe," sagte sie endlich und sie küßte dabei mit der züchtigsten, wahrhaft mütterlichen Innigkeit das schöne blonde Haar Wilhelms, „Sie machen mir so große Freude, daß es mir weh thut. Du lieber Gott, was habe ich denn so Großes gethan, daß Sie mir so viel schuldig wären! Sind Sie nicht auch in Ep=Nell und in Toull gütig gegen mich gewesen? Ach, ich werde Ihre Freundschaft nie vergessen und ich habe sehr wenig gethan, daß ich Sie damals wartete, als sie die Schmerzen litten, die Einem das Herz zerrissen. Ich hatte meine Seele und meinen Leib Gott gegeben, damit er mir und nicht Ihnen den Tod sende und ich wußte wohl, daß wenn Jemand sterben müßte, ich es sein würde, weil ich darum gebetet hatte. Aber der liebe Gott und die Jungfrau, die Mutter des Herrn Jesus Christus, wollten nicht, daß eins von uns sterbe. Sie sollen leben, um glücklich zu sein, um zu heirathen, lieber Herr Pathe, um hübsche Kinder zu haben, und Fräulein Marie, die ich so lieb habe wie Sie, wird auch glücklich sein und Familie bekommen, geliebt's Gott!"

„Und Du, Hannchen," fragte Marie, die sie mit ihren Armen umfaßt hielt, „hoffst Du nicht auch glücklich zu sein?"

„Ach, ich, Fräulein, ich bin ganz zufrieden, wenn ich nur bei Ihnen bin, Ihnen diene, Ihre Wirthschaft führe und Ihre Kinderchen warten, wenn sie da sind."

„Du willst also nicht auch heirathen?“

„Ich, Fräulein, denke daran nicht.“

„Und warum, Hannchen? Du sagtest dies schon in Toull,“ erwiederte Wilhelm, „ich erinnere mich; war es ernstlich gemeint?“

„Ist es wahr, Hannchen?“ sagte Marie zu dem jungen Mädchen, die Wilhelm nur durch ein geheimnißvolles Lächeln antwortete. „Bist Du eine Gegnerin der Ehe?“

„Ach nein, Fräulein, ich empfehle sie ja Ihnen.. Aber meine Kühe fressen nicht mehr, die Fliegen peinigen sie, es wird Zeit einzutreiben.“

„Du antwortest nicht auf unsere Frage?“ sagte Marie, indem sie das Mädchen zurückzuhalten versuchte.

„Sehen Sie, Fräulein, sehen Sie,“ erwiederte Johanna, „meine Kühe gehen von selbst.. Sie könnten in den Garten dringen.. Halten Sie mich nicht auf.“ Und Johanna machte sich los und lief rasch über die Wiese hin.

„Siehst Du,“ sagte Marie zu ihrem Bruder; „so entschlüpft sie immer. Niemals konnte ich, wenn es sich um sie und ihre Zukunft handelte, auch nur einen Gedanken persönlichen Interesse in ihr entdecken. Wilhelm, in der Seele dieses Mädchens liegt ein Geheimniß der Selbstverläugnung. Ich habe mir schon zwanzig Romane über sie entworfen, kann aber keine wahrscheinliche Entwickelung finden.“

Wilhelm war wieder nachdenkend und ernst geworden. Der junge Mann trug seit seiner Krankheit auch ein Geheimniß in seinem Herzen. Sein weicher, sanfter Charakter hatte sich selbst im Irrsein nicht verläugnet. In Italien hatte es geschienen, als kehre sein früherer gleichmäßiger Gedankengang zurück, aber seit er zurückgekommen war, fühlte er bereits, daß er wieder werden würde, was er zur Zeit der Genesung gewesen war. Es zog in seinem Bu-

sen ein Unwetter auf. Bald fühlte er sich zu ungewöhnlichen Herzensergießungen hingetrieben, bald drängte er wieder mit tiefem Schmerz und einer Art Angst alle seine Gefühle in das Herz zurück. Der Umgang mit seiner reizenden Schwester war allerdings keineswegs das rechte Heilmittel gegen sein Leiden. Dieses exaltirte Mädchen hatte nie die Welt gesehen, kannte sie nicht und haßte sie gleichsam instinktmäßig. Sie war von früher Jugend an zu heißer Andacht hingeleitet worden und hatte das Evangelium ernstlich genommen. Sie war fanatisch rechtlich und aufopfernd. In ihrem zarten, schwächlichen Körper trug sie eine Feuerseele und unter einem anmuthigen sanften Wesen verbarg sie einen energischen unternehmenden, für alle Extreme eingenommenen Charakter. Sie war der erhabensten Thorheiten fähig, hätte im zwölften Jahre in der Wüste leben können und nun, da sie siebzehn Jahre zählte, träumte sie, mitten unter den Menschen, ein ganz eigenthümliches Leben, und war entschlossen, allen Nichtigkeiten der Welt zu entsagen und ausdauernd gegen die unbilligen Gesetze derselben anzukämpfen. Da sie nur halb erwachsen war, so fühlte sie sich in diesem Heerde des Enthusiasmus, ihres Elementes, ganz behaglich und bemerkte nicht, daß Wilhelm nur unter schrecklichen Anstrengungen hineingelangte, die ihn ermatteten, ohne daß ihm dabei Flügel wuchsen. Wilhelm besaß die edeln Triebe seiner Schwester, aber auch die Schwäche seiner Mntter. Bei Marie entflammte er sich für das Gefühlsleben; sie verschlangen mit einander die tugendhaftesten und gefährlichsten Romane. Bei seiner Mutter dagegen gedachte Wilhelm an die Macht der Welt und an das, was sie, wie die Welt, die Pflichten eines wohlerzogenen Mannes nannte. Er ließ sich dann von den Heirathsplänen und den ehrgeizigen Träumen umgarnen, und obgleich seine Neigung

nicht dafür sprach, nahm sein schüchternes Gewissen sie doch an, wenn auch als eine schmerzliche Nothwendigkeit, der er nicht entgehen könnte. So war er unglücklich, niedergebeugt und in endlosem Kampfe mit sich selbst befangen.

Als Wilhelm langsam mit seiner Schwester nach dem Schlosse zurück ging, war er sehr zerstreut, ob er gleich auf alle ihre Worte hörte und sein bewegtes Herz gierig den Honig und das Bittere aus denselben zog. Es war noch immer von Johanna die Rede. Marie, welche die Wunde nicht kannte, die sie in dem Herzen ihres Bruders immer tiefer grub, verlor sich in Muthmaßungen über die Zukunft des jungen Mädchens und über die Gefühle Sir Arthurs. Sie gestand, daß es ihr leid thue, die erste liebe Illusion verloren zu haben, welche ihr die Bewerbung um Johanna gewährt habe, und daß ihr Roman einen sehr prosaischen Verlauf nehmen würde, wenn Harley umkehre, nachdem er Johanna die Kühe habe melken sehen. Wilhelm schien, aus Freundschaft, diese wahrscheinliche Entwickelung vorzuziehen; aber er war sehr ernst geworden und als er seine Schwester verließ, wandelte er allein mit seinen Gedanken an dem Ufer des Flusses hin.

Vierzehntes Kapitel.

Sir Arthur.

Die übrigen Tage der Woche hindurch sprach Wilhelm weiter nicht mit Johanna, als daß er ihr freundlich guten Morgen oder guten Abend wünschte, wenn er ihr begegnete; ja, er sah sie dabei nicht einmal an, worüber sich Johanna aber auch weder wunderte noch grämte. Sie war ganz anspruchslos und der begeisterte Dank, welchen ihr Pathe auf der Wiese auf den Knieen ausgesprochen hatte, galt ihr für eine hundertfache Tilgung der Schuld des Kranken gegen die Pflegerin. Da sie Wilhelm vor dessen Krankheit nicht gekannt hatte und da er jetzt weit wohler aussah als kurz nach derselben, so glaubte sie, er sei vollkommen wieder hergestellt, und bemerkte nicht, daß seine Trauer und Verstimmung vollständig zurückgekehrt war. Wilhelm verheimlichte auch den Schmerz seiner Seele vor seiner Mutter und der Familie Charmois; sobald er aber mit Marien allein war, ließ er den Zwang fallen und die Schwester erschrak über die jeden Tag deutlicher hervortretende Wiederkehr seiner frühern Melancholie.

Obgleich Claudie die eigentliche sogenannte Kammerjungfer war, so kleidete sie doch Fräulein von Boussac Abends nichts aus. Da nämlich Johanna früh auf dem Felde oder in der Milchwirthschaft beschäftiget war, so hatte

Marie, die sie zärtlich liebte, die Zeit des Schlafengehens sich vorbehalten, um mit ihr zu plaudern. Sie war gewöhnt, ihr Alles zu berichten; was sie den Tag über gedacht und empfunden hatte und diese Theilnahme an den Freuden und Leiden ihrer jungen Gebieterin wurde für Johanna eine Schule der Gefühlsbildung, die einzige vielleicht, deren sie fähig war.

Im Anfange war der Johanna, die sich so plötzlich aus ihrem Naturzustande mitten in die Civilisation versetzt sah, alles fremd und unverständlich gewesen. Es lag zwischen den geringen Bedürfnissen ihres Landlebens und den tausend künstlichen Bedürfnissen der aristokratischen Personen, die sie bediente, eine ganze unbekannte Welt. Ein minder wohlwollender Sinn als der ihrige hätte diese fremdartigen Gewohnheiten bekrittelt. Claudie, die ungemein bildungsfähig und folglich geneigt war, von der Verdorbenheit sich anstecken zu lassen, erkannte mit Bewunderung die Nothwendigkeit alles dessen an, was man von ihr verlangte, und sie beneidete ihre Herrschaft, welche Alles dies fordern und sich gewähren lassen konnte. Wenn man sie ein wenig von den Brocken dieser Behaglichkeit und dieses Luxus kosten ließ, wurde sie wie berauscht und mit dem Genusse entstand in ihr auch zugleich das Bedürfniß dieser bisher unbekannten Befriedigungen. Cadet ließ die Ungleichheit der Stände als etwas gelten, das einmal sei und nicht geändert werden könnte, aber er war trotz seinem simpeln Aussehen doch nichts destoweniger der Sohn Leonards, des spottenden und ungläubigen Philosophen; sein Lächeln war nicht so albern als man glaubte und er wurde oft ironisch ohne daß man darauf achtete. Johanna allein war fast gänzlich das geblieben, was sie in Ep-Nell gewesen war; sie träumte, betete und liebte unaufhörlich, dachte aber fast nie; sie war ein ächtes

ländliches Geschöpf, d. h. ein sich nicht aussprechendes poetisches Gemüth, eines jener reinen unverdorbenen Wesen, wie man sie noch auf dem Lande findet, bewundernswürdige und räthselhafte Wesen, welche für ein goldenes Zeitalter geschaffen zu sein scheinen, das nicht existirt und in dem die Vervollkommungsfähigkeit nutzlos sein würde, weil man die Vollkommenheit selbst hätte. Man kennt diese Wesen noch nicht hinlänglich. Die Malerei hat sie oft materiell dargestellt, die Poesie sie aber immer verunstaltet, weil sie dieselben idealisiren oder gleichsam übersetzen wollte und vergaß, wie ihre Originalität eben darin besteht, daß sie nur errathen werden können. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß der Mensch vom Lande große Umwandlungen erfahren muß, um für die Eroberungen und Wohlthaten eines neuen Glaubens und einer neuen Gesellschaft empfänglich zu werden; aber man weiß nicht, daß die Natur zu allen Zeiten auf dem Lande gewisse Wesen hervorbringt, die nichts lernen können, weil das Ideal in ihnen liegt und weil sie keine Fortschritte zu machen brauchen, um von selbst Kinder Gottes, Heilige an Gerechtigkeit, Unschuld, Liebe und Redlichkeit zu werden. Sie sind schon fertig für die ideale Gesellschaft, welche die Menschen träumen, suchen und verkündigen. Aber ihre Unruhe eilt den andern nicht voran. Sie sind unfähig, das Böse zu begreifen und sehen es deshalb auch nicht. Sie leben wie in einer Wolke der Unkenntniß; ihre Existenz ist gleichsam latent. Nur ihr Herz fühlt, daß es lebt; ihr Geist ist beschränkt, wie die Unschuld im Anfange der Welt; mit einem Worte, man könnte sagen, die Erbsünde hätte sie nicht gebrandmarkt und sie gehörten einem andern Geschlechte als den Nachkommen Evas an.

So war Johanna, die gallische Isis, die von den Ge-

danken und Bestrebungen ihrer Umgebungen so fern stand, wie eine Tochter der Druiden stehen würde, wenn man sie in unsere Zeit versetzte. Ihr Herz war so voll von Milde und allgemeiner Liebe, daß sie nichts tadeln konnte und sie erklärte sich deshalb nicht, was eben nur durch den Tadel erklärlich geworden wäre. Sie vegetirte in ihrer milden Verzückung wie eine schöne Lilie, die den Busen dem kühlen Abendhauche, den Küssen des Tages und allen Einflüssen der Erde und des Himmels bietet, blieb aber wie diese den menschlichen Regungen unzugänglich und fand in der Sprache der Menschen keinen Sinn.

Johanna wunderte sich demnach eigentlich über nichts, weil sie sich hätte über alles verwundern müssen. Jedes neue Ereigniß in ihrem Leben weckte in ihr nur den einfachen Gedanken: das ist wieder etwas, das ich noch nicht kenne und das ich noch weniger begreifen werde, wenn man es mir erklärt haben wird.

Marsillat hatte die Johanna durchaus nicht verstanden. Wilhelm fühlte sich durch einen gewissen poetischen, verhängnißvollen Instinkt zu ihr hingezogen. Sir Arthur hatte sie zum Theil durchschaut; nur Marie kannte sie und sie rühmte sich dessen mit Recht. Man mußte durch den Verstand zur Erkenntniß des Erhabenen gekommen sein, um begreifen zu können, wie Johanna blos durch ihr Herz zu dieser Höhe gehoben worden war. Auch erkannte Marie von Boussac recht wohl, daß Johanna sie eben so viel zu lehren, als von ihr zu lernen habe. Wenn das junge Fräulein vom Schloß aufgeklärter über ihre Gefühle und Neigungen war, so war die Hirtin von Epnell stärker in ihrer Seelenklarheit und als Marie ihr die Leiden eines weichen Gemüthes begreiflich gemacht hatte, lernte sie durch dieselbe die Kraft einer aufopfernden Seele, die Ruhe einer

glaubensvollen Selbstverleugnung kennen. Sie sprachen oft mit einander ihr Abendgebet vor einer kleinen Madonna von Alabaster, welche Wilhelm aus Italien gesandt hatte und die sie mit den Blumen kränzten, welche die Jahreszeit gab. Eigentlich hatten aber die beiden Mädchen nicht denselben Glauben; denn Marie war keine fromme Katholikin, sondern eine communistische Christin, eine evangelische Radicalistin, wenn man sich so ausdrücken kann; sie war mit einem Worte Ketzerin, ohne daß sie es selbst wußte.

Johanna dagegen war eine heidnische Radicalistin, ebenfalls ohne es zu wissen. Ihr bäuerischer Aberglaube stammte direct von der Religion der Druiden*) ab, von jenem eigentlich so wenig bekannten Glauben, den man nur nach den Verbrechen beurtheilte, die ihn befleckten und verunstalteten. Die Jungfrau Marie und die Feenkönigin verschmolzen in der poetisch ungebildeten Phantasie des Hirtenmädchens von Epnell in eine Person. Vielleicht lag auch etwas Wildes und Antikes in der Ergebung, mit welcher sie sich in die Ungleichheit auf Erden fügte. Etwas Schwaches und Feiges hatte diese Ergebung durchaus nicht. Johanna, die den Werth des Geldes nicht kannte, keine Bedürfnisse hatte und nicht einsah, daß es in dem Leben andere als Gemüthsfreuden geben könnte, fand sich durch den Reichthum und die Genüsse anderer in ihrem Antheile an dem Glücke nicht übervortheilt. Sie war ein ungewöhnliches Wesen, wie bereits erwähnt.

Eines Abends als Johanna und Marie in dem mit Veilchen geschmückten jungfräulichen Gemache der Tochter

*) Man weiß gleichwohl, daß der Druidismus wie der Sivaïsmus von erhabenen und unvergänglichen Lehren von der Dreieinigkeit und der Unsterblichkeit der Seele herstammte, welche die Grundlagen aller großen Religionen sind und von denen auch das Christenthum nur eine Entwickelung ist.

vom Hause ihr Gebet beendiget hatten, sagte diese zu ihrer Freundin: „wir haben ganz besonders für Wilhelm gebetet. Gott gebe, daß er diese Nacht einen erquickenden Schlaf finde und daß morgen seine Stirn minder finster aussehe!"

„Was ängstiget Sie, liebes Fräulein?" antwortete Johanna. „Wenn mein Pathe nicht alles hat, was er zu seinem Glücke braucht, so wird er es bald erhalten. Es kann ihm nicht fehlen. Fassen Sie sich in Geduld; sein Leiden wird vorübergehen."

„Wie meinst Du das, Johanna? Erräthst Du, was mein Bruder wünschen kann?"

„Ich sehe, daß er jung ist und denke, er langweilt sich hier allein. Ihr reichen Leute heirathet zu spät. Bei uns würde ein junger Bursch von zwei und zwanzig Jahren schon Familie haben; mein Pathe ist so gut! Wenn er eine schöne brave Frau und hübsche kleine Kinder hätte, würde er gewiß keine Langeweile fühlen. Sie müssen Ihrer Frau Mutter rathen, daß sie ihm eine Frau suche. Glauben Sie mir, dann würde er glücklich und zufrieden sein."

„Du meinst also, ohne Familie könne man nicht glücklich sein, Hannchen? Und Du willst doch selbst nicht heirathen."

„Von mir ist nicht die Rede, Fräulein, sondern von meinem Pathen. Ich habe keine Zeit, mich zu langweilen; er aber arbeitet nicht und er braucht eine Gefährtin."

„Klingelte es nicht am Hofthore, Hannchen?" fragte Marie, deren Aufmerksamkeit der Ton dieser Glocke ablenkte. Es war elf Uhr. Die ganze Stadt lag im Schlafe und noch niemals war zu dieser ungewöhlichen Zeit ein Besuch erschienen.

„Ich denke, Sie haben Recht, Fräulein. Man hat an dem Hofthore geklingelt."

„Wer kann jetzt noch kommen? Im Hause schläft alles, nicht wahr?"

„Cadet wenigstens wird nicht aufwachen. Wenn der einmal weg ist, schläft er bis an den hellen Morgen. Das Haus könnte ihm über dem Kopfe zusammenfallen, er würde sich nicht rühren. Ich will gehen und zusehen, was es giebt."

„Warte, Hannchen, ich gehe mit Dir; wir dürfen nicht dem ersten Besten aufmachen. Wir fragen erst durch das Schiebefensterchen hindurch."

„So kommen Sie, wenn's Ihnen Spaß macht, Fräulein."

Marie warf einen Barege=Shawl über den Kopf, nahm die kleine Laterne Johannas und ging mit ihr leichten Fußes, etwas neugierig und etwas ängstlich, hinunter.

Man schellte vorsichtig, als wenn man fürchte, die Bewohner des Hauses aus dem Schlafe aufzuschrecken.

„Es ist Jemand, der blöde ist," sagte Johanna indem sie das Thürchen in dem Thore aufschob.

„Wer ist da und was will man?"

„Es kommt ein Freund," antwortete eine Stimme, in welcher Marie sogleich die Sir Arthurs erkannte.

„Ach schnell! schnell auf!" rief sie aus, indem sie freundlich durch das Thürchen hindurch grüßte.

Sir Arthur hatte, um auf den schlechten Wegen schneller fortzukommen, in Sainte=Sevère ein Pferd genommen. Johanna, deren Züge er im Dunkel nicht sah, nahm die Zügel des Pferdes und führte es in den Stall, während der Engländer dem Fräulein das Thor wieder schließen half. Dann gingen sie nach dem Schlosse zu und traten in den großen Wachsaal, welcher die Küche geworden war und welcher das Erdgeschoß einnahm.

„Die Nacht ist kühl und Sie bedürfen der Erwärmung,"

sagte Marie. „Warten Sie, es ist noch Feuer hier und ich will die Mutter und Wilhelm wecken."

„Wilhelm, — das laß ich mir gefallen, aber Ihre Mutter? — nein. Lassen Sie die gute Dame schlafen und morgen früh, zur Zeit, wenn sie gewöhnlich aufsteht, blase ich ihr ein Fanfare unter den Fenstern."

„Sie war freilich heute von Kopfweh geplagt und der Schlaf ist eine Wohlthat für sie; aber Wilhelm.."

Marie wollte nach dem Zimmer ihres Bruders hinaufgehen, als dieser bereits an der Schwelle der Küche erschien. Er hatte die Klingel, das Knarren des Thores und das Bellen der Hunde gehört, welche sich durch die Stimme Arthurs nicht gleich besänftigen ließen, sich rasch angekleidet und kam in die Küche herunter, um Licht zu holen.

„Was?" rief er aus, als er Sir Arthur erblickte, „eine nächtliche Zusammenkunft mit meinem Schwesterchen?" Dann sank er in die Arme seines Freundes, hocherfreut, ihn wieder zu sehen, obgleich er gleichzeitig ein seltsames Weh im Herzen emfand. Claudie, welche durch Johanna geweckt worden war, kam schnell herbei, um ihre Dienste anzubieten und da Sir Arthur um keinen Preis die andern Hausbewohner stören lassen wollte, so trugen ihm Marie und Claudie eine Art Abendessen auf dem Küchentische auf. Das Ungewöhnliche und Ungezwungene dieses Empfanges stimmte die jungen Leute heiter und ihr Gast, der vergnügt war wie immer, sprach dem kalten Fleische und der erstarrten Sauce des improvisirten Mahles wacker zu.

„Wir hofften nicht sobald Sie bei uns zu sehen," sagte Wilhelm zu ihm, „und das fette Kalb steht deshalb noch im Stalle.."

„Kinder, ich bin um zwei Tage früher gekommen, als

es eigentlich meine Absicht war, und ich werde Euch sogleich erzählen warum."

Marie errieth, daß Harley nicht in Gegenwart von Claudie sprechen wollte und befahl dieser, der Johanna bei der Einrichtung des Zimmers Sir Arthurs behilflich zu sein.

„Nun will ich Euch sagen, Kinder," begann Sir Arthur in feierlichem Tone, indem er die Hand des Bruders und die der Schwester ergriff. Dann schwieg er einen Augenblick, als wollte er sich sammeln. Wilhelm wurde glühend roth im Gesicht.

„Ich habe einen großen Entschluß gefaßt, lieber Wilhelm," fuhr der Engländer ernsthaft fort, „und da ich weiß, daß Sie keine Geheimnisse vor Ihrer Schwester haben, so lege ich auch ihr meine Pläne gern vor. Ich habe mir vorgenommen zu heirathen und da ich endlich ein Mädchen nach meinem Herzen fand, so bin ich gekommen, um sie und ihre Eltern, wenn sie Eltern hat, um ihre Hand zu bitten."

„Da haben wir's!" dachte Marie seufzend und sah ihren Bruder an, um ihn zu bitten, er möge den Engländer nicht weiter sprechen lassen. Wilhelm war aber tief in Gedanken versunken.

„Ich habe zwei Briefe geschrieben," fuhr Sir Arthur fort, „einen an die Person direct, den andern an die Frau von Charmois, welche, wie ich glaube, die Gönnerin und gewissermaßen die Vormünderin der Erzieherin ihrer Tochter ist. Ich habe keine Antwort erhalten und in der Besorgniß, mein Gesuch, das vielleicht gegen die hiesige Sitte verstößt, sei für nicht ernstlich gemeint gehalten worden, bin ich schnell selbst gekommen, um mich deutlich zu erklären. Ich glaube nicht, daß die Frau von Charmois mir sehr wohl will und ich möchte also Sie, lieber Wilhelm, und vielleicht auch Sie, Fräulein Marie, bitten, offen und ehrlich die Unterhandlungen

mit Miß Jane.. zu leiten, deren Namen ich zwar nicht kenne, deren Gesicht mir aber gefällt und mir jede wünschenswerthe Bürgschaft gewährt."

„Lieber Arthur," antwortete Wilhelm, „Sie sind edel und bewundernswürdig, namentlich in Ihren Sonderbarkeiten, und es thut uns sehr leid, Sie enttäuschen zu müssen. Sie haben einen Scherz, dessen Folgen wir nicht vorherzusehen vermochten, gegen unsern Willen ganz ernstlich genommen. Ich muß Ihnen deshalb sagen, daß es nie eine ... Miß Jane gegeben hat."

„Ho ho!" sagte Harley in dem unbeschreiblichen Tone phlegmatischer Ueberraschung, den die Engländer in diesen Ausruf zu legen pflegen.

„Leider nein," fuhr Fräulein von Boussac mit einem mitleidigen Lächeln fort, indem sie die Hand Harleys drückte. „Wir haben keine Gouvernanten, weder ich, noch Fräulein von Charmois. Miß Claudia und Miß Jane sind Claudie und Johanna, die eine Kammermädchen, die andere Wirthschafterin und Milchmädchen im Hause."

„Ho ho!" wiederholte der Engländer, der die großen blauen Augen immer weiter aufriß.

„Trösten Sie sich," fuhr Marie sanft fort. „Sie haben sich in der gesellschaftlichen Stellung der Person getäuscht, aber weder die Kranioscopie des Dr. Gall, noch die Physiognomie Lavaters trügten in Hinsicht auf den moralischen Werth Johannas. Johanna ist so gut und so rein als sie schön ist. Sie ist ein Engel. Aber ich muß auch zugleich hinzusetzen, daß sie durchaus keine Erziehung genossen und immer bei dem Vieh auf dem Felde gelebt hat, daß sie die Tochter der Amme Wilhelms, kurz ein gewöhnliches Bauermädchen ist, die weder lesen kann, noch, wie ich fürchte, je lesen lernen wird, da sie durchaus keine Fähigkeiten für

unsere wichtigen Kenntnisse hat und die Angelegenheiten des Himmels besser versteht als die irdischen."

„Ho ho!" rief der Engländer zum dritten male aus und blieb dann in Gedanken versunken sitzen.

„Lieber Arthur," sagte Wilhelm zu ihm, „über die Folgen Ihres Irrthums können Sie unbesorgt sein. Es würde uns außerordentlich Leid thun, wenn unser alberner Scherz nur ein Lächeln außerhalb unserer Familie veranlaßte. Die Frau von Charmois hat von Ihrem Briefe gegen uns nichts erwähnt und wir wissen nicht einmal, ob sie ihn erhalten hat. Da Johanna selbst nicht lesen kann, so kennen nur wir den Inhalt Ihres Briefes an sie und wir haben ihr nichts davon gesagt. Sie können den Brief zurückerhalten und es soll nie wieder davon die Rede sein, nicht einmal im Scherze. Meine Mutter weiß nichts davon und der Charmois werden wir leicht einreden, Ihr Brief sei eine Folge des Aprilscherzes gewesen und Sie hätten sich einen Scherz mit ihr erlaubt."

Harley hatte kein Wort von der Rede Wilhelms gehört; er beschäftigte sich ausschließlich mit den Worten Mariens, die noch immer in seinen Ohren wiederklangen. Endlich wendete er sich an sie und legte ihr sehr ernst und methodisch eine Reihe von Fragen über den Charakter, die Neigungen und Gewohnheiten Johannas vor, worauf Marie mit der ganzen Innigkeit ihrer Liebe und Bewunderung für Johanna antwortete und mit einem vollständigen, wenn auch vollkommen wahren Panegyricus endigte, worin sie auch nichts von den Schwierigkeiten verschwieg, die er im Anfange finden würde, um seine Gedanken bei einem so aufrichtigen und von allen andern Menschen so verschiedenen Wesen zu äußern.

Harley hörte sie aufmerksam, scheinbar ruhig und kalt an. Als es endlich ein Uhr nach Mitternacht schlug, küßte

er Marien die Hand und sagte: „Sie sind auch ein Engel. Ich werde diese Nacht mit mir zu Rathe gehen und einen Entschluß fassen."

„Nehmen Sie sich mehr Zeit, Freund," sagte Wilhelm; „es hat ja keine Eile. Johanna weiß nichts von Ihren Absichten."

Harley schien indeß für die Stimme Wilhelms taub zu sein. Wilhelm sprach von der Wirkung seiner Schritte und von der Rücksicht, die er seiner Würde in den Augen Anderer schuldig sei. Vergebens; denn, wer hätte es errathen können? in Sir Arthur entstand bei seiner scheinbaren kalten Ruhe, die Liebe rasch und sie war von Dauer. Er nahm auf der Treppe von Marien Abschied, ging auf den Fußspitzen über die Corridore des alten Schlosses und gelangte mit Wilhelm in das Zimmer, das man für ihn vorgerichtet hatte.

Der erste Gegenstand, den er beim Eintreten erblickte und der ihm wieder ein halb unterdrücktes: hoho! entriß, war Johanna, die an seinem Bette stand und die Kissen überzog. Johanna hatte die Wäsche unter sich und die feine ging nur durch ihre Hände. Das schneeweiße Bettzeug, in das sie Veilchen zu legen pflegte, um ihr einen lieblichen Geruch zu geben, war schneeweiß und sie handhabte es, ohne die leichte Muslingarnitur daran zu zerdrücken. Sie war in ihren Bewegungen etwas langsam, da sie aber niemals ausruhete, so förderte ihre unablässige Arbeit noch mehr als die hastige und geräuschvolle Rührigkeit Claudies. Es lag in ihrem Gesicht eine gewisse Engelsmajestät, über welcher man die Niedrigkeit ihrer Beschäftigung vergaß. Wenn man sie langsam die Schnüre der Kissen mit ernster und nachdenkender Miene durchstecken sah, hätte

man sie für eine Oberpriesterin bei einem geheimnißvollen Opferdienste halten können.

Der Engländer blieb unbeweglich stehen, ohne ein Wort zu ihr zu sagen. Wilhelm war ebenfalls wie in den Boden gewurzelt. Er hätte in diesem Augenblicke lieber die Freundschaft des Engländers verloren, als ihn mit der Johanna allein gelassen. Und doch weiß es Gott, daß Sir Arthur, allein mit dem Mädchen, noch schüchterner und zurückhaltender gewesen sein würde als Wilhelm. Johanna blieb vollkommen ruhig und band, gesenkten Hauptes, gewissenhaft alle Schleifen. Dem jungen Baron war es, als schlinge sie einen gordischen Knoten, so langsam schlichen ihm die Secunden hin. Endlich ging sie fort und der verliebte Engländer, der ihr weder einen guten Tag, noch eine gute Nacht zu bieten gewagt hatte, sank mit einem tiefen Seufzer in einen Sessel. „Morgen, lieber Wilhelm, morgen", sagte er indem er dem Freunde zum Abschiede die Hand schüttelte, „morgen werde ich Ihnen sagen, was aus allem dem in meinem Kopfe geworden ist. Ueber Nacht kommt guter Rath."

„Sie wollen aufbleiben?" fragte ihn Wilhelm, der trotz seiner Liebe zu ihm eine gewisse ironische Bitterkeit in seinen Ton legte. „Ich rathe Ihnen doch, lieber gut zu schlafen, denn Sie müssen sehr ermüdet sein. Die Ruhe wird Ihnen auch den Geist freier und lichter machen zum Nachdenken morgen."

Harley antwortete nicht und Wilhelm verließ ihn, eifersüchtig auf die Freiheit und den Muth des Freundes.

Arthur öffnet seine Koffer, die vor ihm angekommen waren und die man in dieses Zimmer gebracht hatte, zog seinen Schlafrock und die Pantoffeln an, zündete zwei Kerzen auf dem Kamine an und setzte sich wieder in den Sessel,

um ruhig nachzudenken. Noch aber hatte er nicht fünf Minuten da gesessen, als leicht an seine Thüre geklopft wurde. Er öffnete und sah Johanna wieder erscheinen, die ihm Thee brachte. „Fräulein Marie schickt Ihnen das", sagte Johanna indem sie den Teller auf den Tisch und die Theekanne vor das Feuer setzte. Unterdeß hatte sich Harley gesagt, daß diese Erscheinung über sein Schicksal entscheide; er machte entschlossen die Thüre zu, setzte sich dann von neuem nachdenklich nieder und sagte endlich, während Johanna das Theegeschirr auf dem Tische ordnete: „Mamselle Johanna, wollen Sie mir erlauben, eine Frage an Sie zu richten?" Johanna fand den Engländer außerordentlich artig und antwortete ganz ruhig, die Worte seien Befehle.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sand, George,

Johanna

Bd.: 2

Leipzig 1844

P.o.gall. 1990 ve-66/71
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10097700-3